

INDABA

Das SADOCC-Magazin für das Südliche Afrika

90/16

GESUNDHEIT

Fortschritte in der
Aidspolitik

MARIKANA

Forderungen
an BASF

MUSIK

Als Fotoreporter im alten Südafrika



SADOCC

Das Dokumentations- und Kooperationszentrum Südliches Afrika in Wien setzt sich für eine solidarische Außen-, Wirtschafts- und Entwicklungspolitik gegenüber den Ländern des Südlichen Afrika ein.

SADOCC:

- » Dokumentation und Bibliothek in
A-1040 Wien, Favoritenstraße 38/18/1
(Öffnungszeiten: Dienstag 14.00-18.00)
Tel. 01/505 44 84
Fax 01/505 44 84-7
URL: <http://www.sadocc.at>
- » das quartalsweise erscheinende
Magazin INDABA
- » monatliche Veranstaltungen
„Forum Südliches Afrika“
- » Stadtspaziergänge „Afrikanisches Wien“
- » Projekt Jugendzentrum in Soweto

Interessierte Einzelpersonen und Institutionen können SADOCC durch ihren Beitritt als unterstützende Mitglieder fördern. In der Mitgliedsgebühr von jährlich EUR 22,- (für Institutionen EUR 40,-) sind sämtliche Aussendungen und Einladungen enthalten. Das Abonnement von INDABA kostet EUR 13,-.

Abo- oder Mitgliedsbeitrags-Einzahlungen auf unser Konto bei der BA-CA, BLZ 12000, Konto 610 512 006, IBAN AT 571200 0006 1051 2006, BIC BKAUATWW; Spenden erbeten auf Konto: BAWAG/PSK, BLZ 60000, Kto-Nr. 93.009.960, IBAN AT706000000093009960, BIC BAWAATWW).

Mitarbeit bei SADOCC

Willkommen, wenn Sie sich für praktische Solidarität mit dem Südlichen Afrika interessieren!

SADOCC-Aktionsgruppe Südafrika:

Fundraising für Jugendzentrum in Soweto,
Wanderausstellung Nelson Mandela, div.
Veranstaltungen...
Kontakt: office@sadocc.at

Österreichische Namibia-Gesellschaft:

Informationsarbeit über Namibia im
Vordergrund
Kontakt: namibia@sadocc.at

... Leserbeitrag...

zu Indaba 89/16:

Vielen Dank für die neue Ausgabe von INDABA. Der Beitrag über die Sicherheitspolitik im Südlichen Afrika, die detaillierte Aufstellung der Afrika-Engagements des österreichischen Bundesheeres oder die differenzierte journalistische Auseinandersetzung mit Masiphumelele haben für mich einmal mehr die Unverzichtbarkeit von INDABA unter Beweis gestellt.

Besonders hervorheben möchte ich aber ein Detail, das vielleicht ein wenig übersehen wird: Auf der dritten Umschlagseite veröffentlicht Ihr seit einigen Ausgaben Afrika-Impressionen, die sich in wohlthuender Art und Weise von anderen Magazinen abheben. Ihr zeigt Fotos von Menschen in offenbar ganz alltäglichen Situationen und verzichtet auf die gewohnte mediale Inszenierung von gängigen Afrika-Klischees, wie z. B. schwerbewaffneten Milizen, machthungrigen Politikern oder der unvermeidlichen Schirmakazie im Sonnenuntergang.

Gerade Bilder spielen für unsere Wahrnehmung von Afrika eine zentrale Rolle: Sie vermitteln eine „Aura der Authentizität“ (Claudia Maria Wolf) und werden tendentiell als Spiegel einer objektiven Wirklichkeit wahrgenommen. Vielen Dank, daß Ihr Euch bemüht, dieser Wirklichkeit einen Schritt näher zu kommen!

Dr. Martin Sturmer / afrika.info (Salzburg)

	3
spektrum	8
Sonnenenergie für Südafrika	17
Kolumne von Adalbert Krims	19
„Papa“ Shikongeni	22
Bücher	23
SADOCC 2020	25

Trendwende bei HIV/Aids?

Am Vorabend der internationalen Aidskonferenz in Durban sehen Expert/inn/en die Entwicklung in Südafrika hinsichtlich der Pandemie positiv. Vorbeugung ist der Schlüssel zum Erfolg. Von Martina Lenzen-Schulte.



11 Marikana

Mit Unterstützung europäischer Solidaritätsgruppen forderten die Witwen der ermordeten Bergarbeiter die Mitverantwortung des größten Chemiekonzerns der Welt, BASF, für das Massaker ein. Ein Interview mit Bischof Jo Seoka.

14 Ithuba

Matthias Forcher-Mayr und Sabine Mahlkecht über ein österreichisches Schulprojekt in Johannesburg.

20 Musik während der Apartheid

Gottfried Chmelar, ein österreichischer Fotograf, porträtierte die schwarze Musikszene Südafrikas – am Rande der Legalität. Von August Schmidhofer.

Impressum: **Herausgeber und Medieninhaber** (Verleger): Dokumentations- und Kooperationszentrum Südliches Afrika (1040 Wien, Favoritenstraße 38/18/1). **E-Mail:** office@sadocc.at **URL:** http://www.sadocc.at. **Druck:** RemaPrint (1160 Wien). **Papier:** Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier. **Art Direction:** Sander Design (1060 Wien). **Layout:** Elisabeth Koller. **Mitarbeiter/innen dieser Ausgabe:** Bernhard Bouzek, Andreas Burghofer, Lyse Comins, Matthias Forcher-Mayr, Adalbert Krims, Sabine Mahlkecht, August Schmidhofer, Martina Lenzen-Schulte, Walter Sauer, Magdalena Waygand. **Fotos:** Bernhard Bouzek (Titel), Gottfried Chmelar, Hans Döllner, Matthias Forcher-Mayr, Sabine Mahlkecht, SADOCC, Walter Sauer, Magdalena Waygand, www. **Redaktionsschluß dieser Ausgabe:** 12. Juni 2016. **Konto:** BACA, IBAN AT 571200 0006 1051 2006, BIC BAWAATWW; Spenden erbeten auf Konto: BAWAG/PSK, IBAN AT70 6000 0000 9300 9960, BIC OPSKATWW. Dem **Beirat** von SADOCC gehören an: Reginald Austin, Harare/London; Helmuth Hartmeyer, Wien; Peter Jankowitsch, Wien; Peter Katjavivi, Windhoek; Horst Kleinschmidt, Kapstadt; Shula Marks, London; Kirsten Rütter, Wien.

Wie Südafrika HIV die Stirn bietet

Forschung und Prävention entscheidend

Vom 18. bis 22. Juli 2016 findet in Durban die 21. Internationale AIDS-Konferenz statt. AIDS 2016 (www.aids2016.org) wird die Blicke der interessierten Weltöffentlichkeit auch auf das Gastgeberland Südafrika lenken. Erfreulich: Nach Jahren der Verdrängung hat dieses heute die Kehrtwende in der Aidspolitik geschafft. Nicht obwohl, sondern weil es hier die meisten HIV-Infizierten weltweit gibt, ist Südafrika inzwischen führend in Sachen Prävention. Von Martina Lenzen-Schulte.

Viel Wellblech, viel Abfall, in Plastiktüten oder lose, Kleider auf der Leine, Kinder auf der Straße, Frauen füllen Trinkwasserkanister an schmutzigen, kniehohen Wasserhähnen auf, zerfledderte Möbel und Toilettenhäuschen aus Beton reihen sich am Rand der Fahrwege aneinander – wir befinden uns auf dem Weg in eines der



Crossroads: Ein Kapstädter Problemgebiet

„high density settlements“ von Südafrika. Es geht nach Crossroads, ein als gefährlich eingestuftes Township am Rande von Kapstadt.

So tristlos der Eindruck, so hoffnungsvoll das Zeichen, das das Forschungszentrum *Emavundleni* am Ziel

unserer Reise dagegensetzt: Der helle Anstrich hebt sich vom Schmutz der Umgebung ab, die gepflegten Räumlichkeiten signalisieren bereits im Eingangsbereich ein nüchtern-effizientes, aber freundliches Willkommen. Und genauso wird die Handvoll Medizinjournalisten, die im Rahmen einer Reise der Wissenschaftspressekonferenz einige Leuchttürme der südafrikanischen HIV-Forschung besuchen, auch empfangen. Prof. Dr. Linda Gail-Bekker und Dr. Surita Roux strahlen Kompetenz und Herzlichkeit aus.

Die beiden Ärztinnen stehen dafür, daß die Menschen in der derangierten Welt der Townships nicht ebenfalls derangiert werden, zumindest nicht von Aids. Und sie stemmen mit diesem Zentrum seit mehreren Jahren ein Projekt, das wie kein anderes für die Kehrtwende der südafrikanischen Agenda gegen die HIV-Epidemie steht – und für deren Erfolg.

Noch im letzten Jahr nahm die Presse den Report des *Human Sciences Research Council (HSRC)*, den *National HIV Prevalence, Incidence and Behaviour Survey* – die offizielle Datensammlung über die Infektionsraten in Südafrika –, zum Anlaß zu melden: „Südafrika bekommt das AIDS-Problem nicht in den Griff“. Der Report bezifferte für das Jahr 2012 die Zahl der HIV-Infizierten im südlichsten Staat Afrikas auf rund 6,2 Millionen, bei einer Bevölkerung von 55 Millionen. Fast alle Infizierten sind schwarz, und prozentual sind 12,2 Prozent der Bevölkerung HIV-positiv. Jährlich rechnet man immer noch mit 400.000 Neuinfektionen – die höchste Rate weltweit. Täglich sterben in Südafrika 500 Menschen an Aids, so viele wie in Deutschland pro Jahr.

Dennoch herrscht Optimismus. Das ambitionierte Ziel des Gesundheitsministeriums lautet, bis 2016 die Zahl der Neuinfektionen zu halbieren. Am häufigsten infiziert sind Frauen im Alter zwischen 30 und 34 Jahren, sie sind zu 36 Prozent HIV-positiv. Die Zahlen machen klar, daß die einst als Männerseuche titulierte Krankheit in

Aids – eine Mädchen-seuche

Südafrika – und nicht nur dort – eigentlich eine Mädchenseuche ist: Unter den 15- bis 24-Jährigen sind Mädchen und Frauen viermal häufiger infiziert als Buben und Männer, bei den Teenagern kommen auf einen HIV-positiven Burschen acht Mädchen.

abstinenz, Treue, Kondome – der klassische Präventionsansatz ist gescheitert, sagt Linda Gail-Bekker. Am Forschungszentrum Emavundleni



Mobile Klinik der Desmond Tutu HIV Foundation

beschäftigen sich die Forscher deshalb mit der medikamentösen Prä-Expositions-Prophylaxe. Genau dort setzt Gail-Bekker an. Die Epidemiologin und Infektiologin ist Geschäftsführerin der

Desmond Tutu-Stiftung, in deren Zentrum an der Universität von Kapstadt viele der wichtigsten HIV-Multi-Center-Studien der letzten Jahre gelaufen sind. Die Stiftung, unterstützt von dem früheren Erzbischof und Friedensnobelpreisträger, besteht als Nonprofit-Organisation seit 2004. Und Emavundleni ist ihr Satellit, die Außenstelle, die klinische Forschung vor Ort umsetzt. Gail-Bekker hebt hervor, daß die Epidemie mit der Therapie allein nicht zu besiegen ist. Von den gut sechs Millionen Infizierten erhält derzeit ein gutes Drittel eine antivirale Therapie, aber: „Das genügt nicht, um die Wende herbeizuführen“, sagt die Medizinerin. „Leider mußten wir auch erkennen, daß in Sachen Prävention die ABC-Regel (Abstain, Be faithful or use Condoms) nicht wirklich funktioniert.“ Denn die Benutzung von Kondomen ist deutlich zurückgegangenen, wie zuletzt der HSRC-Report belegte. Mehr als die Hälfte der Befragten berichtete, nie ein Kondom zu benutzen, nicht verheiratete Paare (im Alter zwischen 15 und

Kampf g noch nicht

Stigmatisierung, riskantes Sozialverhalten und weniger Öffentlichkeitsarbeit von Seiten der Regierung und der NGOs zählen zu den Herausforderungen, mit denen Aktivist/inn/en in Südafrika konfrontiert sind, sagt Professor Olive Shisana, die Ko-Vorsitzende der bevorstehenden *International Aids Conference 2016*. Shisana ist eine der führenden Expertinnen des Landes für öffentliche Gesundheit und amtierte als die erste Generaldirektorin des Gesundheitsministeriums nach 1994.

Die Einführung antiretroviraler Behandlungsmethoden in Südafrika ab 2002 hat ihrer Meinung nach zwar zu einem merklichen Rückgang HIV-Aids-verursachter Todesfälle geführt. Aber genau dieser Erfolg könnte zusammen mit den Erfolgen der medizinischen Forschung bei Kondomen für Frauen wieder Neuinfektionen begünstigen. „Viele denken, es genügt eine ARV-Pille zu nehmen, um in Sicherheit zu sein, ändern ihr Sexualverhalten aber nicht“, befürchtet Professor Shisana.

Gemäß einer Schätzung von *Statistics SA* im Juli 2015 dürften 11,2% der Bevölkerung – also 6,2 von insgesamt 55 Millionen – HIV-positiv sein. Aber die Infektionsraten unter der jüngeren Bevölkerung (unter 50) liegen merklich höher. Und obwohl Aids-verursachte Todesfälle zwar vom Höchststand 2005 (etwa die Hälfte aller Todesfälle) auf ca. 30% (162.445) im Jahr 2015 sanken, blieb die Abnahme der Neuinfektionen der 15- bis 24-Jährigen im selben Zeitraum hinter den Erwartungen der Experten zurück. Nach einer Studie des *Human Sciences Research Council* von 2014 betrug die Zahl der Neuinfektionen im Jahr 2012 etwa 400.000. Fast ein Drittel davon entfielen auf die Provinz KwaZulu-Natal, während das Western Cape mit nur 8% den niedrigsten Wert aufwies.

Solange sich Lebensbedingungen und Lebensstandard der Bevölkerung nicht wesentlich besserten, würden HIV/Aids und Tuberkulose nicht verschwinden, ist Prof. Shisana überzeugt. „HIV blüht dort, wo es viel Armut gibt. Gerade in KwaZulu-Natal lebt ein Großteil der Menschen in Armut, viele davon in informellen Siedlungen, wo es viel schwieriger ist, medizinische Leistungen anzubieten. Und wenn schon eine große Anzahl von Menschen mit dem Virus infiziert ist, dann ist auch die Wahrscheinlichkeit der Übertragung an andere größer.“

Ein anderes Problem, so Professor Shisana, sei der seit 2008 sinkende Gebrauch von Kondomen. Sie macht dafür sowohl das geringere Engagement

egen Aids nt vorüber

von Regierung und Nichtregierungsorganisationen bei der Bewerbung von Präventionsmaßnahmen verantwortlich als auch die größere Unbekümmertheit bei Jugendlichen. „Regierung und NGOs sagen und tun nicht mehr viel im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit – früher gab es ‚condomise‘-Posters in Taxis und Bussen, heute kaum mehr. Viele Menschen haben wahrscheinlich das Wissen darüber verloren, wie die Krankheit konkret übertragen wird, daher die hohe Zahl der Neuinfektionen. Und sie werden auch sorglos, weil die Behandlung jetzt leichter verfügbar ist.“

Professor Shisana zufolge beauftragte das Ministerium jetzt eine PR-Firma, um eine neue Kommunikationsstrategie für HIV/Aids-Kampagnen zu erarbeiten. Eine der Herausforderungen dabei sei die herrschende Kultur der Stigmatisierung – Eltern reden mit ihren Kindern nicht über Sex und wollen auch nicht, daß in den Schulen darüber aufgeklärt wird. Angesichts des Umstands, daß junge Frauen zwischen 15 und 24 Jahren die Gruppe mit dem größten Ansteckungsrisiko bilden, sei es unbedingt erforderlich, diesen das Bewußtsein über ihre Gefährdung und über Verhütungsmöglichkeiten zu vermitteln.

Die Einführung der *Nurse Initiated Management Anti-Retroviral Therapy* in den vergangenen zehn Jahren sei in Südafrika zweifellos erfolgreich gewesen. Trotz personeller und finanzieller Engpässe würden nun 40% der HIV/Aids-positiven Menschen behandelt. Aber was sei mit den übrigen 60%? Prof. Shisana hofft hier auf ein stärkeres Engagement der Sozialversicherung, um die Behandlungskosten auch für diese Menschen abdecken zu können.

Insgesamt ist Olive Shisana optimistisch. „Wegen der Mutter-Kind-Übertragungsprogramme ist die Infektionsrate von Babies deutlich zurückgegangen, und es wurden auch Schritte unternommen, um medizinisch beaufsichtigte Beschneidungen für Männer einzuführen, vor allem in KwaZulu-Natal. Neue Behandlungsmethoden wie die Anwendung mikrobakterieller Stoffe reduzieren die Infektionsrate bei Frauen zwischen 30 und 54%. Und gerade in Durban verfügen wir über einige bedeutende Forscher, deren unermüdliche Arbeit vielleicht den Durchbruch herbeiführen könnte. Ich bin überzeugt davon, daß wir es noch erleben werden, daß eine Heilungsmöglichkeit für HIV/Aids gefunden wird.“

Lyse Comins

49 Jahren) verwendeten Kondome nur zu einem Drittel.

In Emavundleni beschäftigen sich die Teams daher intensiv mit der Prä-Expositions-Prophylaxe: Wer noch nicht infiziert ist, soll sich mit Hilfe von Medikamenten vor einer Ansteckung schützen. Aber: „Es sind dieselben Präparate wie bei der HIV-Therapie. Nehmen die Frauen sie ein, haben sie schon gleich das Stigma, infiziert zu sein. Das Mißtrauen ihnen gegenüber, nicht zuletzt das ihrer männlichen Partner, ist groß“, erklärt Gail-Bekker. Sie setzt daher auf Mikrobiozide gegen das Virus, die dort wirken, wo die Infektion droht, vor allem in der Scheide.

Emavundleni und Makerere im ugandischen Kampala waren die ersten Zentren, an denen 2012 die ASPIRE-Studie startete. Mehr als 3.500 Frauen im Alter zwischen 18 und 45 Jahren nehmen daran teil. Gail-Bekker demonstriert den Plastikring, der sich weich anfühlt, verbiegen läßt und ähnlich funktioniert wie die Verhütungsimplantate, die Hormone freisetzen. Nur, daß dieser Ring über vier Wochen hinweg das antiretrovirale Medikament *Dapavirin* abgibt.

Schutz durch Vaginalring

Deshalb kommen die Studienteilnehmerinnen einmal im Monat, um sich einen neuen Ring dort platzieren zu lassen, wo der Muttermund in das obere Scheidengewölbe ragt. „Wir wissen von anderen Mikrobiozidstudien, daß dies das Risiko einer Infektion um fast 40 Prozent verringert“, sagt Gail-Bekker. Bei den Studien wurden die Wirksamkeit eines Gels und die des Medikaments *Tenofovir* untersucht. Das Gel hat gewisse Nachteile, es kann aus der Scheide fließen, es muß mindestens zwölf Stunden vor und spätestens in der gleichen Frist nach dem Sex appliziert werden. Daher zeigte eine der jüng-

sten Studien auch, daß Gele oft nicht verlässlich angewendet werden. Das Einsetzen des Rings verspricht, die pragmatischere Lösung zu sein. „*Erste Ergebnisse werden im Laufe dieses Jahres erwartet*“, erklärt Gail-Bekker.

Die Warteplätze im Eingangsbereich zeugen davon, wie jung die Mädchen sind, die hierher kommen. Schülerinnen können dort ihre Hausaufgaben erledigen, wie uns Roux erläutert, die als Ärztin den Ambulanz-



Kondome sind wenig beliebt

dienst in Emavundleni managt. „Wir stellen auch Lebensmittel, Schullequipment, Bustickets für Stadtfahrten oder die Nutzung von Waschmaschinen und Kosmetika wie Nagellack zur Verfügung“, erklärt Roux und zeigt uns, wo sich die Probandinnen Brote machen. Vor allem aber gibt es „Tutus“ – geldwerte Marken für die Einhaltung der Studienregeln. All das sind Lockmittel, um die Mädchen und Frauen zum Besuch des Zentrums anzuhalten. Identifiziert werden die Teilnehmerinnen über ihren Fingerabdruck. Wer hier mit Datenschutzbedenken kommt, würde wohl auf Unverständnis stoßen. Eine schwerwiegende Infektion soll mit allen Mitteln verhindert werden, praktikable Lösungen gehen da vor.

Verwundert nimmt man außerdem zur Kenntnis, daß ausnahmslos alle Studienteilnehmerinnen gut erreichbar

sind, wie Roux versichert. Woran immer es im Township mangelt, ein Handy hat hier jeder. Daß die Studien hier organisatorisch perfekt funktionieren, erkennt man an der fast abgeschlossenen ASPIRE-Studie. Bisher blieben 90 Prozent der Teilnehmerinnen bei der Stange. Nicht zuletzt ist dies „fieldworkern“ wie Noxolo Mona zu verdanken, die die Journalisten zu jenen neuralgischen Stellen mitnimmt, an denen die ersten Kontakte zu den Township-Einwohnern geknüpft werden.

Denn dort, in den nicht genehmigten *informal settlements*, ist erfahrungsgemäß die Ansteckungsrate am höchsten und ist von einer Prophylaxe mithin der größte Nutzen zu erwarten.

„Wo, wenn nicht hier mit dieser Infrastruktur, kann man exakt jene Studien machen, die man zur Bekämpfung von Aids braucht?“, fragt Gail-Bekker. „We call the shots – Wir haben das Heft in der Hand“, macht die smarte Frau unmißverständlich klar, wer zukünftig die Agenda der HIV-Forschung diktieren wird.

Deswegen ist Gail-Bekker zur nächsten Präsidentin der *International Aids-Society* gewählt worden, der größten und wichtigsten unter den einschlägigen Aids-Fachgesellschaften.

Damit signalisiert die internationale HIV-Forschergemeinde zudem ihre Anerkennung für die Plattform, die das Land jungen, ambitionierten Wissenschaftlern bietet. Auch das markiert eine Kehrtwende, haben doch zuvor jahrelang einschlägig ausgebildete Mediziner das Land lieber verlassen. Dr. Fatima Laher taugt zum Vorbild dafür, was inzwischen in Südafrika erreichbar ist, und zeigt, zu welcher Attraktivität sich die Aids-Forschung in Südafrika gemausert hat.

Wir treffen am *Chris Hani Baragwanath Hospital* in Soweto auf Laher, wo sie unter anderem die HIV-Impfstudiengruppe leitet. Das kurz „Bara“ genannte Klinikum ist mit 2.888 Betten und gut 7.000 Mitarbeitern das größte Krankenhaus der südlichen Hemisphäre. Laher führt uns zu einem der drei Standorte, wo im Januar 2015 die erste Phase einer der wichtigsten HIV-Impfstudien in Afrika, die HVTN 097, startet. Mit diesem Projekt – 7.000 Teilnehmer sollen rekrutiert werden, erste Ergebnisse werden 2018 erwartet – sind große Hoffnungen verbunden, bis hin zur Zulassung einer Impfung im Jahr 2019. Laher ist am Entwurf des Protokolls beteiligt, nach dem die Studien in Südafrika ablaufen, und sie wird auch die Daten auswerten.

Die zierliche Frau erläutert mit Emphase, warum das Projekt alle so elektrisiert: „Wir wissen von einer der bedeutsamsten HIV-Impfstudien aus Thailand von 2009, daß das Ansteckungsrisiko um 60 Prozent im ersten und um gut 30 Prozent noch im dritten Jahr nach der Impfung gemindert wurde.“ Es wurde jedoch zunächst bezweifelt, daß ein Impfstoff, der die in Asien dominierenden HIV-Subtypen anvisiert, auch in Afrika nützlich sein könnte. „Aber“, so fährt Laher fort, „erste Tests in Südafrika haben gezeigt,

daß der Impfstoff R144 von Südafrikanern nicht nur gut vertragen wird, sondern eine mindestens ebenso gute, wenn nicht bessere Immunantwort hervorruft.“

Vielversprechende Impfung

Deshalb startet jetzt eine umfangreiche Impfstudie mit dem Vakzin. Was zudem die Erwartungen hochschraubt, sind Modifikationen des Impfstoffes, so daß er besser vor dem in Afrika endemischen Subtyp C schützt. „Es ist wirklich etwas Besonderes, an dieser Multicenterstudie mitzuwirken“,

schwärmt die HIV-Expertin. In ihrer bisherigen Präventionsarbeit hatte sie zunächst an ganz anderer Stelle angesetzt. Sie behandelte Schwangere, um die Weitergabe des Virus an das Kind zu verhindern. Denn wenn Mütter antiretrovirale Medikamente einnehmen, bleiben die Ungeborenen verschont. „Wir konnten den Müttern eine Perspektive für die Nachkommen geben. HIV war zumindest für die nächste Generation innerhalb einer Familie nicht mehr Schicksal“, sagt Laher. Jedoch: „Leider sehen wir immer wieder infizierte Babys, auch, weil es offenbar schwieriger ist, dem Therapieplan zu folgen, als wir als Wissenschaftler angenommen haben.“

Nicht zuletzt deshalb hofft Laher darauf, daß mittels einer Impfung die Weitergabe des Virus an die nächste Generation nachhaltiger als bisher



Das Chris Hani Baragwanath Hospital in Soweto (Johannesburg)

aufgehalten werden kann. Die Zeiten, als die junge Ärztin Tausende von Aids-Kranken nur am Leben zu halten versuchte, sind jedenfalls in Südafrika Geschichte.

Vor kurzem hat die WHO die größte Datensammlung über Todesursachen in Afrika und Südostasien veröffentlicht. Dr. Peter Byass, Direktor des Umeå Centre for Global Health in Schweden und einer der federführenden

Wissenschaftler, erläutert, warum Grund zum Optimismus besteht: „Die mit HIV assoziierte Sterblichkeit geht an allen Orten, die wir untersucht haben, merkbar zurück, auch wenn noch nicht das Niveau von vor der Epidemie erreicht ist.“ Byass bezieht sich unter anderem auf soziodemografische Daten, die in der Region um Agingcourt, einem ländlichen Gebiet am Rande des Kruger-Nationalparks, erhoben

„Verbale Autopsien“

werden. Er berichtet in einer Außenstelle der University of the Witwatersrand von seinen Datensammlungen, die mit Hilfe sogenannter „verbaler Autopsien“ gewonnen werden. Da es keine pathologischen Untersuchungen der Toten gibt, geht er mit seinen Teams durch akribische Befragungen der Hinterbliebenen den Todesursachen nach. Denn nicht nur in Ländern wie Südafrika könnte man sonst nicht einmal halbwegs plausibel feststellen, wie viele Menschen an Aids sterben. „Das Stigma ist immer noch wirksam, und es wird nur selten die wahre Todesursache angegeben, auch wenn alles dafür spricht, daß es Aids war“, erläutert Byass. Vor allem bezeugt er den jüngsten Bemühungen in Südafrika Respekt, die nicht nur die völlig verfehlte Aids-Politik der Mbeki-Ära korrigieren mußten: „Die Epidemie traf auf das Ende der Apartheid, die Zeit großer politischer Unruhen. Jedes Land wäre durch solch hohe Infektionsraten in einer so vulnerablen Phase in die Knie gegangen.“ Daß Südafrika dennoch den Weg aus der Talsohle geschafft hat, zeigt, was sich innerhalb vergleichsweise kurzer Zeit erreichen läßt, wenn man die Weichen richtig stellt.

Diesen Bericht von Martina Lenzen-Schulte entnehmen wir dem Deutschen Ärzteblatt, Heft 112/5 (2015).

Grundsatzurteil Silikose

Südafrikas High Court gab Mitte Mai grünes Licht für eine Sammelklage silikosegeschädigter Bergarbeiter gegen die großen Minenkonzerne des Landes. Gegen den fehlenden Arbeitnehmerschutz in den Bergwerken war bereits während der Apartheid protestiert worden. Silikose ist eine unheilbare Lungenkrankheit, die durch das Einatmen von goldhaltigem Staub entsteht. Folgen sind Kurzatmigkeit, anhaltende Brustschmerzen und Hustenanfälle, in vielen Fällen auch Tuberkulose. Forschungen zufolge soll fast jeder zweite Bergarbeiter im Goldsektor daran erkrankt sein. Die Zahl der nunmehr Klagsberechtigten wird auf bis zu eine halben Million geschätzt, wobei auch Bergleute eingerechnet sind, die nachweislich an Silikose verstorben sind und von ihren Familien vertreten werden können. Auch Wanderarbeiter aus anderen Ländern der Region wie Lesotho, Malawi oder Swaziland können sich anschließen. Auf die Goldfirmen kommen Forderungen in Höhe von möglicherweise hunderten Millionen US-Dollar zu. Betroffen sind Anglo American, AngloGold Ashanti, Gold Fields, Sibanye Gold, Harmony Gold und African Rainbow Minerals.

Die Bergarbeiter, die vom Menschenrechtsanwalt Richard Spoor vertreten wurden, verließen den Gerichtssaal triumphierend und mit erhobenen Fäusten.

Schon im Jahr 2000 hatte sich eine Regierungskommission mit dem Arbeitnehmerschutz in den Minen beschäftigt. Aufgrund ihres Berichts hatten die Konzerne bereits Verbesserungen der Arbeitsbedingungen eingeleitet. In Erwartung eines Gerichtsurteils haben sie auch bereits Rücklagen gebildet. Vermutlich werden sie versuchen, einen außergerichtlichen Vergleich auszuhandeln, um jahrelange Prozesse mit entsprechender Unsicherheit für die Aktienkurse zu vermeiden.

...spektrum...

Wieder Hunger in Zimbabwe.

Die Ernährungssituation des südostafrikanischen Landes wird sich wieder verschlechtern – die Maisernte des Jahres 2016 reicht nur für drei Monate. Dies gab das *World Food Programme* (WFP) Anfang Mai bekannt. Das WFP, Zimbabwes größter Partner in Sachen Lebensmittelversorgung, wies zwar auf die leicht höheren Regenfälle in einigen Landesteilen im März und im April hin, bezeichnete die Erntesituation insgesamt aber als „düster“. „In allen Distrikten müssen wir ab Juli mit



Maisverteilung im ländlichen Zimbabwe

Nahrungsmittelengpässen rechnen, wenn die Vorräte zu Ende gehen“, so ein Sprecher der Organisation in Harare. „Unserer Schätzung zufolge wird die Maisernte 2015/16 nicht mehr als drei Monate des lokalen Verbrauchs abdecken, der insgesamt im Jahr 1,8 Mio. Tonnen beträgt.“ Auch das Viehsterben werde anhalten – zwischen Oktober 2015 und März 2016 wären bereits ca. 25.000 Rinder zugrundegegangen, und die Hälfte aller noch vorhandenen Herden befänden sich bereits in schlechter Verfassung.

Das WFP führt in Zimbabwe einen El Niño-Krisenplan im Ausmaß von 229 Mio. US-\$ auf zwölf Monate durch und versorgt damit etwa 700.000 Menschen in dreizehn von zwanzig

Distrikten. Um das Programm landesweit auszuweiten, würden weitere 28,6 Mio.\$ benötigt. Diese Summe läßt sich für Zimbabwe aber nur schwer aufreiben, weshalb mehr als 400.000 Menschen von akuten Hungerszenarien bedroht sind.

Die periodisch auftretende El Niño-Dürre hat Zimbabwes bereits bestehende Instabilität in Sachen Landwirtschaft noch verschärft. „Derzeit leben nicht weniger als 72 Prozent der Bevölkerung unter der nationalen Armutsgrenze von 1,25 US-\$ pro Tag“, so das WFP. Dreißig Prozent der Armen in ländlichen Gebieten sind hungergefährdet oder leben bereits in Hunger. Lebensmittelversorgung und Lebensmittelsicherheit bleiben fragil, chronische Unterernährung ist ein verbreitetes Phänomen. Nur etwa 11 Prozent der Kinder im Alter von sechs bis 23 Monaten erhalten ausreichende und proteinreiche Nahrung.

Auch wenn Zimbabwe schon immer unter El Niño-Trockenheiten zu leiden hatte, fungierte es in den ersten Jahren seiner staatlichen Unabhängigkeit als „Brotkorb der Region“ und war in der Lage, Mais und andere Grundnahrungsmittel zu exportieren. Die Situation verkehrte sich durch die kontroverielle Landreform ab dem Jahr 2000 jedoch in ihr Gegenteil; die Erträge fielen von 1,5 Tonnen per Hektar auf 0,48 Tonnen. Heute ist Zambia der „Brotkorb“, der laut WFP heuer eine Rekordernte von 2,8 Mio. Tonnen einführt und auch über ausreichende Reserven verfügt.

Angesichts der kritischen Situation plant die Regierung in Harare den Import von 500.000 bis 700.000 Tonnen Mais zwischen April und September; der Privatsektor kauft darüber hinaus zusätzliche Mengen in Mexico. Präsident Robert Mugabe hat die Erntesaison 2015/2016 zum „nationalen

Desaster“ erklärt, wodurch mehr staatliche Lebensmittelhilfe in die Distrikte geliefert werden darf. Dennoch könnten laut WFP zum Höhepunkt der Dürreperiode, von Jänner bis März 2017, insgesamt bis zu 2,2 Millionen Menschen von Hunger betroffen sein.

Vorwahlzeit in Zambia. Am 11.

August stehen in Zambia Parlaments- und Präsidentschaftswahlen ins Haus (INDABA 89/16), und die politischen wie leider auch physischen Konflikte zwischen den politischen Parteien und ihren Anhängern nehmen zu. Die Wiederwahl von Präsident Edgar Lungu ist, Beobachtern zufolge, keineswegs sicher.

Erst vor einem Jahr war Lungu als Nachfolger seines im Amt verstorbenen Vorgängers Michael Sata zum Staatsoberhaupt gewählt worden, allerdings nur bis zum Ende der für diesen vorgesehenen Amtszeit. Das Wahlergebnis war damals denkbar knapp: Lungus *Patriotic Front* (PF) hatte 48,33% der Stimmen erhalten, sein Herausforderer Hakainde Hichilema von der *United Party for National Development* (UPND) 46,67%. Oppositionsparteien klagen seitdem über Schikanen von Seiten der Regierungspartei. UPND-Vizevorsitzender Geoffrey Mwamba steht seit Mai vor Gericht, weil er Jugendliche im Umgang mit Waffen geschult haben soll, ein anderer Parlamentarier entkam Ende Jänner nur knapp einem Lynchmord durch eine Gruppe mutmaßlicher PF-Anhänger, als er seine eigene Partei ins Leben rufen wollte (der Anschlag wurde von der Patriotic Front allerdings verurteilt).

Während das seit der Abwahl der *United National Independence Party* (UNIP) unter Staatsgründer Kenneth Kaunda stark zersplitterte Parteienspektrum intern streitet und die langjährigen Forderungen von Menschen-

rechtsorganisationen und den Kirchen nach einer neuen, partizipativen und sozial orientierten Verfassung ignoriert werden, leben rund 60 Prozent der Zambier/innen unterhalb der Armutsgrenze. Das Wirtschaftswachstum ist im vergangenen Jahr stark eingebrochen, weil die Weltmarktpreise für Kupfer – Zambias wichtigstes Exportprodukt – im Keller sind. Hinzu kommen notorische Stromausfälle und die extreme Dürre. Der Kampf gegen die Korruption, der vom verstorbenen

Präsidenten Sata geführt wurde, genießt unter Lungu wenig Priorität; so wurde der Gerichtsprozeß gegen Ex-Präsident Rupiah Banda, der während seiner Amtszeit von 2008 bis 2011 von einem millionenschweren Ölgeschäft mit Nigeria persönlich profitiert haben soll, fallengelassen. Banda gehört zwar dem oppositionellen *Movement for Multiparty-Democracy (MMD)* an, soll Präsident Lungu jedoch nahe stehen. Kurz darauf quittierte die Vorsitzende der nationalen Antikorrup-

tions-Kommission ihren Job. Es soll Druck auf sie ausgeübt worden sein, weil sie Ermittlungen im Umfeld des Präsidenten anstrebte, hieß es in der zambischen Zeitung *The Post*. Diese gehört zu den kritischen Medien im Land und mußte selbst schon mehrere Einschüchterungsversuche der Regierung hinnehmen.

Mit Erstaunen wurde von Beobachtern die kurzfristige Absage des Besuchs von Präsident Lungu bei der Internationalen Arbeitskonferenz in Genf vermerkt, wo er im Rahmen des *World of Work Summit 2016* eine Grundsatzrede hätte halten sollen, gefolgt vom Präsidenten der EU-Kommission, Jean-Claude Juncker. Während ursprünglich innenpolitische Probleme als Ursache angenommen wurden, erhalten nun Gerüchte über gesundheitliche Probleme des Präsidenten neue Nahrung.

Nachhaltiger Artenschutz? Vom 24. September bis 5. Oktober 2016 findet in Johannesburg die 17. Konferenz des *Washingtoner Artenschutzabkommens (Convention on the International Trade of Endangered Species/CITES)* statt, und somit hat sich im Vorfeld auch wieder die Diskussion über die Methoden eines nachhaltigen Artenschutzes und deren jeweilige Vor- bzw. Nachteile verstärkt (INDABA 78/13). Für Aufregung sorgt insbesondere der gemeinsame Antrag von Namibia und Zimbabwe, den Handel mit ihren Elfenbeinbeständen wieder zu legalisieren. Seit 1989 ist der Elfenbeinhandel generell verboten, um die Bedrohung der Elefanten in verschiedenen Teilen Afrikas zu stoppen. Namibia und Zimbabwe argumentieren nun, daß beide Länder über ausreichende und gut gemanagte Elefantenpopulationen verfügen (die Zahl wird auf 24.000 bzw. 84.000 geschätzt) und daß ein Verkauf

Mandela und Maathai in Wien-Donaustadt geehrt

Anfang Jänner 1987 benannten Aktivist/inn/en der Anti-Apartheid-Bewegung die damals namenlose kleine Gasse neben dem Bundeskanzleramt symbolisch in „Nelson Mandela-Straße“ um und deponierten eine entsprechende Forderung wenig später in einem persönlichen Gespräch bei Bürgermeister Helmut Zilk. Fast dreißig Jahre lang sollte es dauern, bis sich die Gemeinde Wien schlußendlich dazu durchringen konnte, den legendären südafrikanischen Freiheitskämpfer und Friedensnobelpreisträger zu würdigen. Laut einstimmigem Beschluß des Kulturausschusses des Wiener Gemeinderats vom 10. Mai 2016 soll der Vorplatz der U2-Station Aspern Nord in Hinkunft Nelson Mandela-Platz heißen – sobald ein entsprechender Flächenwidmungsplan vorliegt (?).

Wir freuen uns natürlich, daß das beharrliche Lobbying unserer Aktivist/inn/en endlich einen Erfolg erzielt hat und der erste demokratisch gewählte Präsident Südafrikas nun auch in Wien zur Kenntnis genommen wird. Daß es uns lieber gewesen wäre, wenn der Gemeinderat Nelson Mandela eine repräsentativere und vor allem zentraler gelegene Verkehrsfläche gewidmet hätte (zum Beispiel den Museumsplatz in Wien VII., dessen äußeres Ende an der Mariahilferstraße seit kurzem „Platz der Menschenrechte“ heißt), ist kein Geheimnis.

Daher richten sich unsere logischen nächsten Forderungen an den Flächenwidmungsplan für die U2-Station Aspern Nord:

- Es muß ein großer und repräsentativer Platz werden
- wir fordern die Errichtung eines Mandela-Denkmal durch einen afrikanischen Künstler
- und die Umbenennung der U-Bahnstation Aspern Nord in „Nelson Mandela-Platz“!

Daß die zuständige Magistratsabteilung (unter Kulturstadtrat Andreas Mailath-Pokorny) lernfähig ist, zeigt übrigens eine erfreuliche Parallelentwicklung: In derselben Sitzung des Kulturausschusses wurde ein anderer Platz in der Seestadt nach der kenyanischen Umweltaktivistin Wangari Maathai benannt. Auch das war ein Vorschlag von SADOCC.

Gerechtigkeit für die Witwen von Marikana?

Entschädigung durch die Aktionäre von BASF abgelehnt

Auf dem Weg zur Aktionärsversammlung des weltweit größten Chemiekonzerns, BASF, eröffnete der anglikanische Bischof von Pretoria, Johannes (Jo) Seoka, gemeinsam mit Ntombizolile Mosebetsane und Agnes Makopano Thelejane am 20. April in Wien die Ausstellung „Plough back the fruits“. Die Ausstellung, die bis Ende Mai in der ÖGB-Zentrale zu sehen war, zeigte Gemälde („body maps“) der beiden Frauen, in denen sie die Ermordung ihrer Ehemänner durch südafrikanische Polizisten (INDABA 75/12) zu verarbeiten versuchten. Walter Sauer sprach mit Bischof Seoka über die Mitverantwortung des multinationalen Konzerns für den Arbeitskonflikt und über die aktuelle Situation in Südafrika.

Herr Bischof, Sie sind gerade auf dem Weg zur BASF-Hauptversammlung in Mannheim. Was ist Ihr Ziel dabei, was erhoffen Sie sich davon?

Ich habe schon 2015 an der Hauptversammlung teilgenommen und BASF, den größten Platin-Abnehmer von Lonmin, aufgefordert, Verantwortung für das Massaker von Marikana zu übernehmen. BASF steht seit Jahren in Geschäftsbeziehung mit Lonmin und ist daher indirekt am Massaker beteiligt. Letztes Jahr sagten sie, die Distanz würde es schwierig machen, sich mit der Versorgungskette auseinanderzusetzen, aber wenn einmal der offizielle Untersuchungsbericht veröffentlicht wäre, dann würden sie diesen genau studieren und entsprechend darauf reagieren. Nun werde ich also fragen, welche Schlüsse sie daraus gezogen haben, und die Forderung erheben, den Witwen und ihren Kindern Kompensation zu bezahlen. Das

können sie sich durchaus leisten – man sagt, daß BASF im Jahr 2014 Rohstoffe im Wert von fünfzigtausend Millionen südafrikanischen Rand eingekauft hat. Ein kleiner Teil dieses Geldes hätte dazu verwendet werden können, die Familien zu unterstützen. Wenn BASF auf die seit Jahren geäußerte Kritik der Arbeiter gehört hätte, wäre das Massaker nicht geschehen. Also haben sie indirekt dazu beigetragen. Ich hoffe, daß die Aktionäre diesmal Druck ausüben, um entweder die Beziehung zu Lonmin zu beenden oder von Lonmin zu fordern, die Menschenrechte und das südafrikanische Arbeitsrecht einzuhalten sowie Witwen und Kinder zu unterstützen.

Der Bericht der amtlichen südafrikanischen Untersuchungskommission ist zwar mittlerweile veröffentlicht, wurde aber stark kritisiert. Gibt es darin Punkte, die Sie für Ihre Forderungen nützen können?

Zuerst einmal steht im Bericht, daß das Unternehmen Lonmin den Fehler begangen hat, die Beschwerden der Arbeiter nicht anzuhören, und zwar im



Bischof Jo Seoka

Wissen darum, daß es einen Konflikt geben würde. Dann wurde auch die mangelnde Sicherheit im Bergwerk

aufgezeigt: Wieviel wurde seitens der Eigentümer getan, um eine sichere Arbeitsumgebung zu gewährleisten bzw. eine Verbesserung der Lebensbedingungen der Arbeiter zu erzielen? Der Bericht sagt auch, daß die Lebensbedingungen der Arbeiter ein Konfliktpotential darstellen, weil es sich nicht um eine normale Situation handelt. Diese Punkte also kann ich also zur Unterstützung unserer Forderungen nutzen. Meiner Meinung nach geht es außerdem nicht nur um die Beziehung zwischen dem Management und den



Agnes Thelejane erklärt eine ihrer Bodymaps

Arbeitern, sondern auch um die Regierung, nicht nur, weil die Polizei sich in einen Arbeitskonflikt eingemischt hat – was nicht ihre Angelegenheit ist –, sondern auch wegen der direkten Kollaboration zwischen Lonmin und dem Staat, da zum Beispiel unser Vizepräsident Ramaphosa damals noch Aufsichtsratsmitglied von Lonmin war. Mittlerweile hat er seine Anteile verkauft, das ist ja eine Voraussetzung dafür, daß er seine staatliche Position behalten kann. Wie Sie wissen, ist eines unserer größten Probleme die Korruption. Unternehmen wie Lonmin haben in ihrem Vorstand hohe Funktionäre der Regierungspartei, und das hat den ANC diskreditiert, der zwar eine gute Bewegung ist, aber dessen Politik, das wofür sie während des Befreiungskampfes

standen, durch die Verbindungen mit Big Business unterminiert ist. Es ist kein Zufall, daß Unternehmen wie BASF auch mit dem südafrikanischen Apartheidregime zusammengearbeitet haben und die Kooperation heute problemlos weitergeht.

Viele unserer SADOCC-Mitglieder haben jahrelang den African National Congress unterstützt, aber Ereignisse wie Marikana werfen natürlich auch diesbezüglich Fragen auf. Wie beurteilen Sie das?

Meine Beurteilung ist einfach: Der ANC braucht Euch! Damit Ihr ihn erinnert, daß er in den Kampf ging, weil er das Volk befreien wollte, auf politischer, ökonomischer und sozialer Ebene. Und daß er diesen Idealen von Herrn Mandela und seinen Kollegen nicht mehr folgt. Und daß Ihr, wenn der ANC sich weiterhin so verhält, Eure Meinung ändern und die traditionsreichen Verbindungen kappen würdet. Momentan gibt es in Südafrika eine große Bewegung, die auch ich unterstütze, um Herrn Zuma aus dem Präsidentenamt zu entfernen. Danach wollen wir eine Auflösung der Regierung und frühe Neuwahlen. Ich denke nicht, daß man sich über die gesamte Organisation ärgern sollte – sie hat viele Leute im Stich gelassen, aber das liegt daran, daß die Führung nicht mehr den Idealen ihrer Gründungsmitglieder folgt, d.h. dem Volk zu dienen. Wir haben damals in der Anti-Apartheid-Bewegung für die Befreiung unseres Volkes gekämpft, daß sie anständige Versorgung haben mit Wohnraum, Elektrizität, Wasser, Sanitäreinrichtungen, mit den grundlegenden Dingen also. Und wenn man heute zurückschaut auf das, was nach 1994 oder 1996 geschehen ist, dann sieht man die Zunahme von Protesten und Boykotten gerade auf dem Gebiet

dieser grundlegenden Leistungen. Aber es gibt noch Potential im ANC, nicht die ganze Organisation ist verdorben, nur ihre Spitze. Die Menschen protestieren nicht gegen den ANC, sondern gegen die ANC-Führung.

Die Kirchen waren sehr wichtig im Kampf gegen das Apartheid-Regime, es gab viele herausragende Führer, wie zum Beispiel Desmond Tutu. Jetzt, so scheint es, sind die Kirchen leise geworden.

Naja, sie sind nicht wirklich leise, sie haben schon ihre Meinung gesagt und haben weiterhin eine prophetische Rolle. Das Problem ist, daß Zuma, als er an die Macht kam, den Kirchenrat ausschaltete und durch Freikirchen ersetzte. Eine dieser charismatischen Kirchen ernannte ihn sogar zum Ehrenkleriker. Zuma spricht nicht mit den Hauptkirchen des Landes, er spricht nur mit den Kirchen, die ihn unterstützen. Das sieht man sogar in der #zumamustfall-Kampagne: Die großen Kirchen weigern sich, seine Entschuldigung zu akzeptieren, weil sie nicht an ihre Aufrichtigkeit glauben, wohingegen aber die charismatischen Kirchen sagen, daß sie Zuma vollkommen unterstützen und hinter ihm stehen. Zuma war also sehr gut darin, die Kirchen zu spalten. Zu Mandelas Zeiten hatten wir regelmäßige Gespräche mit dem Präsidenten. Ich selbst war bis 2014 Präsident des South African Council of Churches. Ich habe in den Jahren meiner Führung mehrfach versucht, ein Treffen mit Zuma zu organisieren, er hatte ein Versprechen gegeben, daß wir uns laufend treffen würden, aber das kam nie zustande. Es ist also nicht so, daß sich die Kirchen nicht mehr einbringen wollen, sondern Herr Zuma hat die Türen geschlossen. ■

Mannheim, 29. April 2016:

Gegenantrag des Dachverbands der Kritischen Aktionärinnen und Aktionäre zur Hauptversammlung der BASF zu TOP 4, Entlastung der Mitglieder des Vorstands

Der Dachverband der Kritischen Aktionärinnen und Aktionäre beantragt den Mitgliedern des Vorstands der BASF SE für das Geschäftsjahr 2015 keine Entlastung zu erteilen. Begründung: ... In seiner Rede bei der BASF-Hauptversammlung vom 30.04.2015 forderte Bischof Johannes Seoka, Repräsentant der MinenarbeiterInnen von Marikana, die BASF dazu auf, ihrer Verantwortung in der Lieferkette, zu der sich die BASF selbst verpflichtet, nachzukommen und rasch zu Verbesserungen der Lebensbedingungen der Arbeiter/innen und zur Einrichtung eines Entschädigungsfonds beizutragen.

Trotz der erdrückender Beweislage antwortete der Vorstandsvorsitzende der BASF, Kurt Bock, man könne die Lage „aus der Distanz schwer beurteilen“. Man müsse auf den Endbericht der Untersuchungskommission warten. Dieser liegt nun seit Juni 2015 vor. Wenig überraschend bestätigt und erhärtet sich die Mitschuld Lonmins am Massaker. ...

1. Lonmin ist verantwortlich für die inakzeptablen, teils menschenunwürdigen Lebens-, Arbeits- und Umweltbedingungen, denen die Arbeiter/innen und ihre Familien seit Jahrzehnten ausgesetzt sind; die Mehrheit lebt in Slums ohne fließendes Wasser, Kanalisation, Strom und Anbindung an Gemeindeservice-Leistungen. Lonmin hat seine gesetzlichen Verpflichtungen gegenüber der Arbeiterschaft und der lokalen Bevölkerung wiederholt gebrochen. Von den seit 1999 versprochenen 5.500 neuen Häusern wurden nicht mehr als sechs gebaut – und das in Zeiten einer boomenden Platinindustrie. Solche leeren Versprechungen Lonmins führten zum Streik.

2. Lonmin weigerte sich dabei konsequent, mit den Streikenden zu kommunizieren und beteiligte sich stattdessen politisch, logistisch und infrastrukturell an einem hochmilitarisierten Polizeieinsatz, der schlußendlich – bewiesenermaßen absehbar für Lonmin – zu den Morden am 16. August geführt hat.

3. Lonmin zwang seine Arbeiter unter Androhung von Entlassungen, den Streik zu brechen, wohl wissend, daß das zu Zusammenstößen führen könnte – was dann auch Menschenleben forderte.

4. Lonmin-Security-Angestellte sind für erste Gewalteskalationen und Schüsse auf Streikende verantwortlich, die von den Leitern der Beweisaufnahme als ungerechtfertigt eingestuft werden. Mehr als dreieinhalb Jahre nach diesem größten Massaker an der Zivilbevölkerung Südafrikas seit dem Ende der Apartheid kommt Lonmin seiner Verantwortung nicht nach. All diese nun belegten Vergehen von Lonmin brechen mit Grundsätzen der Unternehmensführung, für die die BASF als Gründungsmitglied des *UN Global Compact* einsteht. Die BASF verspricht, diese Grundsätze – z.B. Menschenrechte, Arbeitsnormen, soziale Nachhaltigkeit, Umweltverträglichkeit – auch von seinen Lieferanten einzufordern. Um ihre Glaubwürdigkeit nicht zu verlieren, sollte die BASF als Hauptabnehmer von Lonmin ihre Verantwortung beim Wort nehmen und Lonmin tatkräftig und finanziell bei Reparationszahlungen an die Familien der 44 im August 2012 getöteten Menschen sowie an die Verletzten unterstützen und sich an nachhaltigen Verbesserungen der Infrastruktur vor Ort beteiligen. Dies ist bisher nicht geschehen.

Die BASF SE sollte der Einladung von Bischof Johannes Seoka nachkommen und sich vor Ort selbst ein Bild von den Lebens-, Arbeits- und Umweltbedingungen rund um die Platinmine Marikana machen. Als erstes sichtbares Zeichen für eine konsequente Umsetzung ihrer Versprechungen im Kontext ihrer „Verantwortung in der Lieferkette“ soll die BASF einen Fonds mit je 3 Millionen Rand für die im August 2012 umgekommenen 44 Personen einrichten und den unmittelbar Betroffenen übergeben (insg. 8 Millionen Euro). Angesichts der Einkaufssumme von BASF bei Lonmin (im Krisenjahr 2014: 450 Millionen Euro) ist dies ein geringer Betrag. ...

Stellungnahme der Verwaltung zu den Gegenanträgen: Wir halten die Gegenanträge für unbegründet und schlagen vor, diese abzulehnen. ■ ■

Den Text des Antrags, der mit überwältigender Stimmenmehrheit abgelehnt wurde, entnehmen wir <https://www.basf.com>. Weitere Information: www.basflonmin.com.

Ithuba Community College Johannesburg

Inklusive Berufsbildung mit österreichischem Know-How

Zwei Jahrzehnte nach dem Ende der Apartheid bleibt die hohe Jugendarbeitslosigkeit eine zentrale gesellschaftspolitische Aufgabe. Südafrikas Bildungspolitik steht vor der historisch einzigartigen Herausforderung, ein auf gezielte Benachteiligung der nicht-weißen Bevölkerungsgruppen eingerichtetes Schul- und Berufsbildungssystem zu transformieren und die Beschäftigungsfähigkeit junger Menschen zu stärken. Seit 2008 leistet das Ithuba Community College Johannesburg diesbezüglich einen lokalen Beitrag durch die Bereitstellung qualitativvoller Allgemein- und Berufsbildung und verbindet dabei südafrikanische und österreichische Erfahrungen. Matthias Forcher-Mayr und Sabine Mahlknecht berichten.

Die landesweite Arbeitslosenrate liegt bei über 30%. Die Anzahl junger Menschen, die weder in einem Ausbildungsverhältnis stehen noch im formellen Sektor beschäftigt sind, liegt bei rund 3 Mio. Hauptsächlich



ICT als Maßnahme, die Digital Divide innerhalb Südafrikas zu überbrücken

lich betroffen sind Jugendliche und junge Erwachsene in Townships bzw. informellen Siedlungen, die von Angehörigen der afrikanischen Be-

völkerungsgruppe bewohnt werden. Bevölkerungsgruppenübergreifende Statistiken sind daher nur begrenzt aussagekräftig. Entsprechend kann davon ausgegangen werden, daß acht von zehn jungen Menschen in diesen Wohngebieten arbeitslos sind, wobei junge Frauen häufiger betroffen sind als Männer. Eine solche Marginalisierung bedingt soziale Probleme, wie (sexualisierte) Gewalt und sexuelles Risikohandeln, Kriminalität oder Drogenabhängigkeit. Die Realität sozialer Exklusion wird an die nächste Generation weitergegeben.

Dem hohen Anteil an unqualifizierten jungen Arbeitslosen steht eine große Nachfrage nach qualifizierten Arbeitskräften gegenüber. Der Schlüssel zur Bewältigung dieses „Skills-Mismatch“ liegt in der Reformierung des Bildungssystems. Neben der Verbesserung des Angebotes der frühkindlichen Bildung ist Südafrika

bemüht, die Qualität des allgemeinbildenden Schulwesens zu verbessern sowie den Anteil qualitativ hochwertiger Berufsbildung massiv auszubauen.

Mit dem Ende der Apartheid mußten vier Schulbildungssysteme (Black, Coloured, Indian, White) in ein inklusives nationales System integriert werden. Dieses Vorhaben beinhaltete die Reformbereiche der Lehrer/innenbildung, Lehrpläne, Schulbücher, Infrastruktur wie auch die Schaffung der entsprechenden personellen Kapazitäten, um qualitativvolle Bildung allen Bevölkerungsgruppen und allen sozialen Schichten gleichermaßen zukommen zu lassen. Im Schulwesen des Apartheidstaates lag die vorgeschriebene Lehrer/innen-Schüler/innen-Ratio für weiße Schulen bei 1:18, für afrikanische Schulen war ein Verhältnis von 1:39 vorgeschrieben, wobei dies in der

Manko Berufsbildung

Die landesweite Arbeitslosenrate liegt bei über 30%. Die Anzahl junger Menschen, die weder in einem Ausbildungsverhältnis stehen noch im formellen Sektor beschäftigt sind, liegt bei rund 3 Mio. Hauptsächlich

Praxis weit überschritten wurde. Dieser Aspekt macht deutlich, daß die Herausforderung sowohl in der Verbesserung der Qualität wie auch der Quantität des Schulbildungsangebotes liegt. Trotz aller bisherigen Bemühungen sind Schulen in städtischen Townships und ehemaligen ländlichen Homelands nach wie vor häufig benachteiligt. Das Kompetenzniveau der Lehrer/innen ist vielfach niedrig, die Klassenzahlen liegen bei über 40 Schüler/inne/n, die Infrastrukturausstattung ist mangelhaft und der Weg zur Schule speziell in ländlichen Regionen häufig weit und entbehrungsreich.

Anders als in Österreich, wo rund 80% der Lernenden (Sekundarstufe II) berufliche Bildungsgänge besuchen, verfolgt das südafrikanische Schulsystem bislang einen allgemeinbildenden Ansatz. Die Pflichtschulzeit dauert neun Jahre, die 12. Klasse wird mit dem Matric (Matura) abgeschlossen. Berufsbildende Schulen spielen in Anzahl, Ausbildungsqualität und Ansehen bei Arbeitgeber/inne/n eine nachgeordnete Rolle. Alternativ bieten postsekundäre TVET (*Technical Vocational Education and Training*) Colleges ab der 10. Schulstufe berufsbildende Zweige an. Aber auch hier stellen Qualität, Attraktivität und Arbeitsmarktrelevanz der Ausbildungen zentrale Probleme dar. Entsprechend beklagen Arbeitgeber/innen das Qualifikationsniveau der Absolvent/innen. TVET Colleges wie auch andere tertiäre Institutionen selbst sind oft mit einem niedrigen Kompetenzniveau der Schulabgänger/innen konfrontiert, das hohe Drop Out Raten zeitigt. Betroffen sind wiederum mehrheitlich Studierende der afrikanischen Bevölkerungsgruppe. Einschlägige Unterstützungsmaßnahmen (Zusatzkurse, Übergangsklassen)

sind nicht ausreichend vorhanden. Die grundlegende Herausforderung auf Seiten der Jugendlichen liegt in der Finanzierung tertiärer bzw. berufsqualifizierender Ausbildungen, die ausnahmslos kostenpflichtig sind. Stipendien sind nicht in ausreichendem Maß vorhanden. Entsprechend hoch ist die Eingangsschwelle solcher Ausbildungen.

Die nationalen Ministerien für Schulbildung (*Department of Basic Education, DBE*) und für Berufsbildung (*Department of Higher Education and Training, DHET*) haben die zentrale

Bedeutung von Berufsbildung für die Verringerung von Jugendarbeitslosigkeit erkannt. Mit dem DHET wurde 2009 ein eigenes Ministerium geschaffen. Das *White Paper for*

Post-School Education and Training (DHET 2013) formuliert die Ziele für die Reformierung des nationalen Berufsbildungssystems bis 2030. Neben der Gründung eines nationalen Berufsbildungsforschungsinstituts und der Stärkung der vorhandenen TVET Colleges ist die Etablierung von Community Colleges vorgesehen, die auf die Qualifizierung von Schulabbrecher/innen bzw. Jugendlichen in benachteiligten Townships abzielen sollen.

Katlehong bildet nach Soweto die zweitgrößte Township-Agglomeration Südafrikas und liegt am südöstlichen Stadtrand von Johannesburg. Die Kinder und Jugendlichen der hier lebenden afrikanischen Bevölkerungsgruppe wachsen in einer Risikoumgebung auf. Gewalt, HIV/AIDS, chronische Arbeitslosigkeit und fehlende Zukunftsaussichten zählen auch hier zu den Erfahrungen des Alltags. Mit der Schaffung eines gebührenfreien und inklusiven Lernraums mit berufsbildenden Elementen versucht *Ithuba*

Community College Johannesburg (ICC JHB) einen lokalen Beitrag zur Verbesserung des (Berufs-) Bildungsangebots in Katlehong zu leisten und folgt hierbei den Strategiepapieren und Vorgaben von DBE und DHET. Die Qualität des Angebotes wird durch Erfahrungen aus dem österreichischen Berufsbildungssystem gesichert bzw. erweitert.

Das ICC JHB wurde im Jahr 2008 auf Initiative des österreichischen Vereins *Social Sustainable Architecture (s2arch)* und seines Obmanns Christoph Chorherr gegründet. Seit 2014 wird die Leitung des Projekts und dessen pädagogische Weiter- bzw. Qualitätsentwicklung durch eine Personalentsendung des österreichischen Bundesministeriums für Bildung und Frauen (BMBWF) unterstützt. Bereits mit der Errichtung der Gebäude in Ithuba (isiZulu: Chance, Möglichkeit) wurde ein Lernraum eröffnet. In Kooperation mit Lehrenden und Studierenden an Architekturfakultäten (A, CH, D, SLO) wurden Klassenräume und Werkstätten geplant. Der Bau wurde von Studierenden und arbeitslosen Jugendlichen aus dem Township umgesetzt. Auf diesem Wege konnte eine Basisqualifizierung (Building/Construction) der teilnehmenden Jugendlichen erreicht werden. Im Jahr 2016 umfaßt ICC JHB eine Vorschule (Grade R), die vier Klassen der Volksschule (Grade 1-4) sowie drei Klassen der Unterstufe (Grade 5-7). Die Schule wird von 240 Schüler/inne/n besucht und beschäftigt 26 Arbeitnehmer/innen aus dem Township. Neben Qualitätsausstattung und kleinen Klassenzahlen bietet die Schule gratis Nachmittagsbetreuung sowie ein verpflichtendes Programm zur vorberuflichen Bildung an, das von einer Schneiderwerkstatt, einer Gärtnerei, Tanz bis hin zum Informatikunterricht reicht. Sport, Kreatives Gestalten und

Theater werden ergänzend angeboten. Eine *Saturday School* bietet Zusatzprogramme für unterstützungsbedürftige Schüler/innen und ist auch für Jugendliche aus umliegenden Township-Schulen geöffnet.



Projektbasiertes Lernen in der vorberuflichen Bildungskomponente

Aufbauend zum Schulzweig bietet das *Ithuba Skills and Community Centre (ISC)* Ausbildungen für arbeitslose Jugendliche wie auch von chronischer Arbeitslosigkeit betroffene Erwachsene aus dem Township an. Derzeit umfaßt das Angebot Kurse in *Fashion Design/ Sewing* und *ICT*. In Kooperation mit der größten technischen Schule Österreichs, der HTL Mödling, werden mit Oktober 2016 Kurse im Bereich *Building/*

Schulungen für Arbeitslose

Construction angeboten. Acht Lehrer/innen aus Mödling unterrichten jährlich jeweils für fünf Wochen im ICC JHB. Seit 2016 existiert zudem ein *Business Development Centre*, das den Wechsel der Absolvent/inn/en vom Training in den Arbeitsmarkt unterstützt. Jedes der angebotenen Kursformate beinhaltet neben der inhaltlichen Fachausbildung Elemente der Persönlichkeitsbildung, des *Entrepreneurship Learning* sowie *ICT*. Finanziert wird das Projekt ICC JHB derzeit durch Spenden aus Südafrika und Österreich sowie durch Subventionszahlungen des *Gauteng*

Department of Education (GDE). Die Errichtung dieses kombinierten Schul-, Skills- und Community Centre wurde durch die freie Pacht des Grundstücks eines örtlichen Molkereibetriebes ermöglicht. Mit dem beschriebenen Schulzweig wird das nicht ausreichende Schulangebot in Katlehong unterstützt. Die Projektkomponente des Skills/Community Centre versucht auf lokaler Ebene jene Herausforderung im südafrikanischen Bildungs- und Sozialwesen zu adressieren, auf welche die noch zu gründenden Community Colleges des DHET abzielen werden. Ziel ist es, arbeitslosen Jugendlichen die

Möglichkeit einer kostenfreien beruflichen Erstausbildung anzubieten. Die Zugangsschwelle zum Kursangebot ist niedrig gehalten, um auch jene Jugendlichen einzubinden, die aufgrund ihres kognitiven und sozialen Kompetenzniveaus keinen Eingang in eine andere Maßnahme finden würden. Anders als in sozioökonomischen Ausbildungsbetrieben österreichischen Vorbilds ist das Kompetenzniveau der Teilnehmer/innen heterogener. Durch eine möglichst individuelle Trainingsbetreuung wird versucht, den Teilnehmer/innen die eigene Lernpositionierung zwischen den Polen des beruflichen Kompetenzerwerbs und der Persönlichkeitsbildung zu ermöglichen. Das Lernangebot soll junge Menschen in Bezug auf die Organisation und Aushandlung ihres weiteren Bildungsweges stärken. Gleichzeitig bietet die Qualifizierung im Skills- und Community Centre die Möglichkeit, als Schneider/in, Maler/in, Schweißer/in, Maurer/in, Tischler/in oder Einzelhändler/in die vorhandene lokale Nachfrage im Township zu bedienen und so ein entsprechendes Einkommen zu erwirtschaften.

Ausgehend von dem Projekt ICC JHB hat sich seit 2014 ein Austausch zwischen BMBF, DHET und GDE entwickelt. So konnten im Jahr 2015 zwei Studienreisen südafrikanischer Ministeriumsvertreter/innen nach Wien und Niederösterreich organisiert werden,



Skills Training als niederschwellige berufliche Erstausbildung

deren Ziel es war, das österreichische Berufsbildungssystem kennenzulernen und Möglichkeiten zukünftiger bilateraler Kooperation im Bereich der Berufsbildung zu diskutieren (INDABA 88/15). Die Initiativen in Katlehong und darüber hinaus wollen einen nachhaltigen Beitrag zur Verbesserung der Chancen und Wahlmöglichkeiten junger Menschen in der Gestaltung ihres eigenen Lebens leisten.

Ein solches Ziel der sozialen Inklusion beschreibt ein Recht junger Menschen, eröffnet einer Gesellschaft neue kreative Potentiale und stellt die effektivste Maßnahme zur Bekämpfung von HIV/AIDS, Gewalt und Kriminalität dar.

Österreich unterstützt

Dr. Matthias Forcher-Mayr ist BMBF-Projektmanager am ICC JHB und koordiniert den bilateralen Dialog zwischen BMBF, DHET und GDE (Matthias.Forcher-Mayr@ithuba.org). Dr. Sabine Mahlknecht koordiniert und begleitet den Aufbau des Ithuba Skills und Community Centre (Sabine.Mahlknecht@ithuba.org). Weitere Infos: www.facebook.com/ithuba.education.

Sonnenenergie für Südafrika

Am Beispiel Groblershoop

Nicht zuletzt, weil mittlerweile (fast) alle Haushalte an Elektrizität angeschlossen sind, ist Südafrika mit Energieknappheit konfrontiert – und die Regierung nutzt alle verfügbaren Möglichkeiten zur Stromproduktion (INDABA 80/13). Eine davon ist (erfreulicherweise) die Solarenergie. Neben den wirtschaftlichen Aspekten geht es dabei auch um die technische Weiterbildung der lokalen Bevölkerung, weil die Regierung einen hohen Anteil lokaler Arbeitskräfte verlangt. Andreas Burghofer hat eines dieser Großprojekte näher betrachtet.

Am Oranje, gut hundert Kilometer flußaufwärts von Upington, liegt die für europäische Verhältnisse kleine Ortschaft Groblershoop inmitten eines der größten Weinbaugebiete Südafrikas. Obwohl der Ort verkehrsmäßig gut erschlossen ist, war die Elektrizitätsversorgung bis vor kurzem unzureichend. Daher hat die südafrikanische Regierung für das sehr sonnige Gebiet den Bau eines Sonnenkraftwerkes ausgeschrieben.

2013 wurde die Errichtung eines solarthermischen Kraftwerkes an den Bestbieter, ein Konsortium unter der Führung der saudiarabischen ACWA Power, vergeben. Bei diesem Kraftwerkstyp wird das Sonnenlicht mittels Parabolspiegeln auf eine vakuumisolierte Röhre mit Wärmeüberträgeröl, das sich auf bis zu 400 Grad erhitzt, reflektiert. Im November 2015 wurde mit der Einspeisung von Energie in das örtliche Stromnetz begonnen.

Pro Jahr, so die Betreiber, soll das Kraftwerk *Bokpoort Concentrated Solar Power Plant* rund 200 Millionen Kilowattstunden für mehr als 20.000 Haushalte liefern und 60 Dauerarbeitsplätze schaffen. Damit das Kraftwerk während der abendlichen und morgendlichen Verbrauchsspitze,

wenn die Sonneneinstrahlung nicht ausreicht, genügend Leistung bereitstellt, ist allerdings ein Energiespeicher nötig. Dafür wurden zwei große Tanks errichtet, in denen eine Mischung aus Salzen geschmolzen wird. Diese Technik ist zwar kostengünstig, macht die Anlage aber kompliziert, denn das Salzgemisch muß auch dann über der Schmelztemperatur gehalten werden, wenn die Sonne nicht scheint, damit die Wärmetauscher funktionieren. Daher ist eine zusätzliche Befuerung mit Heizöl nötig. Laut dem ACWA Power-Direktor für Südafrika, Christoph Ehlers, kann die gespeicherte Wärme die Turbinen für bis zu 9,3 Stunden antreiben.

Verglichen mit Solarzellen ist das Kraftwerk auch mechanisch aufwendig: Die Parabol-Spiegel müssen immer exakt der Sonne nachgeführt werden, damit das Licht auf die Vakuumröhren fokussiert wird. Zudem wird der Strom in einer Dampfturbine erzeugt, und die Abwärme muß mit Kühlwasser entsorgt werden. Dieses wird vom nahe gelegenen Oranje-Fluß hochgepumpt, was für die umliegenden Siedlungen den Vorteil hatte, daß sie auch zugleich mit fließendem Was-

ser versorgt werden konnten. ACWA Power entschied sich aus einem recht durchsichtigen Grund für dieses Kraftwerkskonzept: Die Firma hat vor zwei Jahren den pleite gegangenen deutschen Solarspiegel-Produzenten *Flabeg* gekauft, dessen Parabol-Spiegel für das Bokpoort-Kraftwerk zum Einsatz kommen.

Um den Betrieb der doch recht komplexen Anlage zu sichern, mußte das Konsortium zahlreiche lokale



Gesamtansicht des riesigen Solarkraftwerks

Arbeitskräfte schulen: drei Student/inn/en erhielten Stipendien, fünf weitere wurden zu einer handwerklichen Ausbildung in eine technische Schule geschickt und über 30 Lehrlinge vor Ort bei der Errichtung des Kraftwerkes ausgebildet. Die lokalen Schulen erhielten

auch etliche weitere Spenden, um die Qualität des Unterrichts zu verbessern. Dank dieser Ausbildungsmaßnahmen konnten 40 Prozent der für die Errichtung benötigten Arbeitskräfte – wie in der Ausschreibung verlangt – in den umliegenden Orten rekrutiert werden, der Großteil der übrigen Arbeiter wurde ebenfalls in Südafrika angeworben. Wie der Vorstandsvorsitzende von ACWA Power, Paddy Padmanathan, bei anderer Gelegenheit erläuterte, ist die Nutzung des lokalen Arbeitsmarktes ein wesentlicher Bestandteil der Strategie der Firma, um die Kosten gering zu halten.

Angenehmer Nebeneffekt der lokalen Ausbildungsmaßnahmen: Das Projekt erhielt 2015 den *African Community Project of the Year*-Preis der *African Utility Week*. Dabei handelt es sich um eine jährliche Veranstaltung der afrikanischen Energiewirtschaft, bei der jeweils eine Reihe von Preisen für Energie- und Wasserprojekte vergeben werden. Gesponsert werden die Preise unter anderem von *Shell*, *Sie-*

mens und der staatlichen russischen Nuklearfirma *Rosatom*. Wie weit der erleichterte Zugang zu Elektrizität den ärmeren Bewohnern der Region tatsächlich nützt, muß sich allerdings erst zeigen. Immerhin war die erste Investition von vielen Haushalten die Anschaffung eines Fernsehers, und der Fernsehkonsum wird zweifellos Konsumwünsche wecken, die möglicherweise viele in die Verschuldung treiben, statt sie zu emanzipieren.

Der Errichter des Kraftwerkes, ACWA Power, ist je zur Hälfte im Besitz von zwei der größten Mischkonzerne Saudi-Arabiens, die zur Zeit der hohen Ölpreise mit staatlichen Aufträgen Gewinne machen konnten. So errichtete die *Abunayyan Holding* in der Golf-Region Meerwasserentsalzungsanlagen, Formel-1-Rennstrecken, Autobahnen, Kläranlagen und bewässerte Plantagen. Die *Al Muhaidib*-Gruppe wieder betreibt Einkaufszentren, Banken, Versicherungen, Stahlwerke, vertreibt Baumaterialien und Maschinen, er-

zeugt Holzprodukte (u. a. mit Holz aus Österreich) und errichtet Gebäude für zahlreiche saudische Regierungsstellen, u. a. Schulen, Krankenhäuser und Militäreinrichtungen.

Nach dem Kollaps der Ölpreise ist es für die Konzerne schwieriger geworden, Aufträge in der Golfregion zu lukrieren, daher ist Afrika zu einem Hoffnungsmarkt geworden. Projekte wie das von ACWA Power in Südafrika gelten daher als Türöffner für den dortigen Markt. Zudem macht sich der Konzern Hoffnungen, bei der Privatisierung der maroden Wasser-, Abwasser- und Energie-Infrastruktur Afrikas mitmischen zu können: Laut Selbstdarstellung ist die Firma „ein führender Akteur bei der Privatisierung von staatlichen Dienstleistern in Saudi-Arabien und hatte 2014 30.000 Megawatt Kraftwerkskapazität, davon 5 Prozent aus erneuerbaren Quellen, und eine Meerwasser-Entsalzungs-Kapazität von 5 Millionen Kubikmetern pro Tag im Portfolio“.

Südafrika setzt auf Solar-Flughäfen

Südafrika rüstet neun regionale Flughäfen mit Solarpanels aus. So soll ihre gesamte Energie produziert werden. Den Auftakt macht der George Airport in der westlichen Kapprovinz. Jährlich benutzen ihn 600.000 Passagiere. Nun wurde er zum ersten Solarflughafen Afrikas, der während der ersten Projektphase 40 Prozent seines Strombedarfs mit Sonnenenergie deckt. Dazu wurden 3000 photovoltaische Panels aufgestellt. Wenn die Anlage ganz fertiggestellt ist, soll sie zu 100 Prozent unabhängig vom Stromnetz betrieben werden.



Südafrikas Verkehrsministerin Peters

Die Betreibergesellschaft *Airports*

Company South Africa will insgesamt neun Flughäfen mit Sonnenenergie betreiben. Die Regionalflughäfen Kimberley und Upington werden bereits ausgerüstet. Die Investitionen von insgesamt 90 Millionen Rand (umgerechnet 5 Millionen Euro) sollen sich auf Sicht von 15 Jahren rechnen. „Das Solar-Flughafen-Projekt zeigt den bewundernswerten Einsatz der Regierung für Nachhaltigkeit und die Nutzung grüner Energien, sowie die zunehmend prominente Rolle unseres Landes, wenn es um Maßnahmen gegen den Klimawandel geht“, sagt die südafrikanische Transportministerin Elizabeth Dipuo Peters.

Das Vorbild für die südafrikanischen Flughäfen steht in Indien: Dort wurde 2015 der Cochin International Airport im südindischen Kochi für 9,5 Millionen Dollar zum ersten solarbetriebenen Flughafen der Welt umgebaut. Die Solaranlage des Flughafens erzeugt 60.000 Stromeinheiten pro Tag – mehr als ihren eigenen Strombedarf (www.aerotelegraph.com).

Afrikanisches Menschenrechtsjahr



Von Adalbert Krims

Die Afrikanische Union (AU) hat das Jahr 2016 zum „Afrikanischen Jahr der Menschenrechte mit besonderer Berücksichtigung der Rechte der Frauen“ erklärt. Anlaß ist einerseits der 30. Jahrestag der Afrikanischen Charta der Menschenrechte (von 1986), andererseits der Beginn der zweiten Phase der Afrikanischen Frauendekade (2010 – 2020). Die Präsidentin der AU-Kommission, Nkosazana Dlamini-Zuma, betonte Ende Jänner 2016 bei der Eröffnung des 26. Gipfeltreffens der Afrikanischen Union in Addis Abeba, daß der kulturell bedingten Beschränkung der Mitbestimmung von Frauen und Mädchen ein Ende bereitet werden müsse. Dabei ist ja gerade die AU-Kommission geradezu ein Musterbeispiel für Gendergerechtigkeit – nicht zuletzt, wenn man sie mit der EU-Kommission vergleicht: Präsidentin ist eine Frau, und von den 10 weiteren Kommissaren sind 5 Männer und 5 Frauen; in der EU-Kommission sind der Präsident sowie 18 der weiteren 27 Kommissionsmitglieder männlich. Auch bei den nationalen Parlamenten schneidet Afrika bezüglich der Frauenquote recht gut ab: weltweit gibt es nur 37 Staaten mit einem Frauenanteil von mehr als 30 Prozent, darunter befinden sich 15 afrikanische Länder (z. B. Rwanda 63,8%, Seychellen 43,8, Senegal 42,7, Südafrika 42, Namibia 41%).

Auch wenn diese Fakten nicht unter den Tisch gekehrt werden sollen, so stellen sie doch nur einen kleinen Ausschnitt der Rolle der Frauen in Afrika dar. Denn insgesamt sind die afrikanischen Gesellschaften von einer Gleichstellung der Geschlechter weit entfernt. Die Direktorin für Frauen, Gender und Entwicklung bei der Afrikanischen Kommission, Mahawa Kaba Wheeler, spricht von einer Vielzahl von Barrieren für Gender-Gleichheit: „*Unter anderem wirtschaftlicher Ausschluß und Finanzsysteme, die die Diskriminierung der Frauen perpetuieren; beschränkte Beteiligung am politischen und öffentlichen Leben; Mangel an Zugang zu Bildung und Benachteiligung von Mädchen in Schulen; geschlechtsbezogene Gewalt, schädliche kulturelle Praktiken sowie Ausschluß von Frauen als Akteure in Friedensverhandlungen.*“ Dazu kommt, daß Frauen auch

besonders stark von bewaffneten Konflikten – etwa im Südsudan, Burundi, der Demokratischen Republik Kongo oder Somalia – betroffen sind (u. a. auch durch Vergewaltigungen, die als „Kriegswaffe“ eingesetzt werden).

Was die wirtschaftliche Stellung der Frauen betrifft, so sind sie zwar gerade in der Landwirtschaft und Nahrungsmittelproduktion überproportional tätig (sie stellen 70 Prozent der landwirtschaftlichen Arbeitskraft und produzieren 90 Prozent der Nahrungsmittel), aber sie besitzen nur 1 Prozent des Landes und haben kaum Zugang zu modernen Technologien, Krediten oder Ausbildung. Die Hindernisse für die Frauen lägen dabei nicht in der formellen Gesetzgebung, sondern in kulturellen Traditionen und dem Gewohnheitsrecht. Der Schwerpunkt bei der Durchsetzung der Frauenrechte müsse daher in Bildung und Qualifizierung sowie im „Empowerment“ bestehen, so Kaba Wheeler.

Die *AllAfrica Global Media Group* hat am Internationalen Frauentag im Afrikanischen Menschenrechtsjahr einen besonderen Preis gestiftet, nämlich den *AllAfrica Female Leadership Prize*, der durch die Auszeichnung von vier Frauen gewissermaßen „Rollenvorbilder“ für afrikanische Mädchen schaffen soll: Ellen Johnson Sirleaf als erste durch allgemeine Wahlen gewählte Staatschefin eines afrikanischen Staates (Liberia); Irène Koki Mutungi, die erste weibliche Flugkapitänin, die nun eine Boeing 787 (Dreamliner) der *Kenya Airways* fliegt; Angélique Kidjo (Benin), eine Sängerin, die bereits zweimal einen Preis für das beste Weltmusik-Album gewonnen hat, sowie die Frauen-Genossenschaft *Xaritou Xaleyii* für die Förderung des Handwerks im Senegal. Solche konkrete Initiativen sind über die allgemeinen politischen Bekenntnisse zu Menschen- und Frauenrechten hinaus ein wichtiger Beitrag dazu, daß das „Afrikanische Jahr der Menschenrechte mit besonderer Berücksichtigung der Rechte der Frauen“ nicht ein Lippenbekenntnis bleibt. ■

Adalbert Krims ist Journalist in Wien. Er kommentiert für INDABA aktuelle entwicklungspolitische Trends.

emotionalen Momente mit der Kamera einzufangen. Neben dem Sport und der Kirche waren Musikveranstaltungen die einzigen Gelegenheiten, wo sich die schwarze Bevölkerung in der Masse treffen konnte. Die Bedeutung der Musik während der Apartheid in Südafrika, als Überlebensstrategie oder wirksames Mittel im Kampf gegen die Unterdrückung, kann nicht groß genug eingeschätzt werden. Die Ausübung von Musik und Tanz wurde vom Apartheidregime unterstützt, hoffte man doch, daß Musik, ebenso wie Sport, als Ablassventil für aufgestaute Aggressionen funktionieren würde.

In dafür errichteten Arenen konnten die Bewohner der Townships am Abend und am Wochenende ihre Tänze und Wettkämpfe ausüben. Das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunft – die Townships fungierten auch als Wohngebiete von Wanderarbeitern – führte zur Kreation neuer musikalischer Formen, die sowohl an Traditionelles anknüpften als auch dem gemeinsamen Schicksal Ausdruck verliehen, wengleich die Zensur auch diese Szene observierte und kontrollierte.

Das *Jabulani Amphitheatre* in Soweto war einer der Hauptschauplätze des „Township Pop“; hier fanden bis zu 10.000 Zuhörer Platz. Hier feierten Gruppen wie *Soul Brothers*, *Sipho Mabuse*, *Steve Kekana*, *Brenda Fassie* oder die stärker an der Tradition anknüpfenden *Ladysmith Black Mambazo*, *Mahlathini and the Mahotella Queens* und *Philip Tabane* ihre großen Erfolge. Auch die damals einzige gemischte Gruppe – *Juluka* – mit Johnny Clegg, genannt „the white Zulu“, und Sipho Mchunu absolvierte im Jabulani erste Auftritte. Später, Anfang der 90er Jahre, kamen Miriam Makeba, Hugh Masekela, Abdullah Ibrahim und andere, die die Zeit der Apartheid im Exil verbracht hatten, hinzu.

Andere Lokalitäten, in denen Gottfried Chmelar mit seiner Kamera unterwegs war, waren die illegalen „multiracial clubs“, wie *Lovers' Fantasy* und *Club New York City*. Sie boten bereits in den 1970er Jahren schwarzen Musikern die Möglichkeit, in der Innenstadt von Johannesburg aufzutreten und vor einem gemischten Publikum zu spielen.

Während der Europa-Besuche, die er zwischendurch immer wieder unternahm, begegnete Gottfried Chmelar häufig südafrikanischen Künstlern, die ein Leben im Exil jenem unter der Geißel der Apartheid vorzogen. Über sie in südafrikanischen Medien zu berichten, war besonders delikat.

Absolute Diskretion war die Grundlage der Arbeit und des Erfolgs von Gottfried Chmelar, und seine Mitgliedschaft beim ANC war ein streng gehütetes Geheimnis. Dennoch kam es zu vielen gefährlichen Situationen, aus denen Chme-

lar nur mit viel Glück herauskam, etwa als er im Club New York City von Polizisten beobachtet wurde, wie er sich von einer Künstlerin mit Wangenkuß verabschiedete. „To kiss a Kaffer girl“ war ein gegen die Rassengesetze verstößendes Vergehen. Nur die zufällige Anwesenheit einer Putzbrigade bewahrte ihn davor, in ein Polizeiauto gezerrt zu werden.



Gottfried Chmelar – ein Selbstporträt

Angebote einer fixen Anstellung schlug Gottfried Chmelar stets aus; die Freiheit der Arbeit mit unterschiedlichen Medien war ihm wichtiger. Außer in *Drum* fanden seine Fotos vor allem in dem 1978 gegründeten Magazin *Pace* Aufnahme, ferner in namhaften internationalen Zeitschriften wie dem *Zeit-Magazin* und *Geo*, die Fotostories von Chmelar zu verschiedensten südafrikanischen Themen – neben Musik auch Fußball etc. – veröffentlichten.

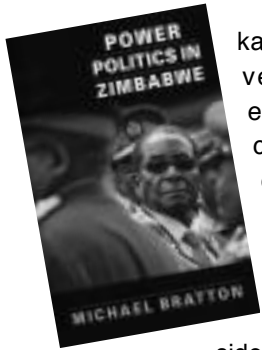
2001 wurde die der Musik gewidmete fotografische Arbeit von Gottfried Chmelar mit einer großen Ausstellung unter dem Titel „*The Power of Music – South African Music 1976-1999*“ im *Museum Africa* in Johannesburg gewürdigt. Weitere Ausstellungen (u.a. UNO-City Wien) folgten.

In den 30 Jahren seines Aufenthaltes in Südafrika ist eine einmalige Dokumentation des musikalischen Lebens entstanden, in der keine der vielfach auch „im Westen“ bekannten Größen der schwarzen südafrikanischen Musikszene dieser Zeit fehlt. Das Archiv Gottfried Chmelars, der heute in Wien lebt, umfaßt mehrere hunderttausend Fotos mit den Schwerpunkten Südafrika und Musik, die der weiteren Aufarbeitung und Präsentation bedürfen.

August Schmidhofer ist Professor am Institut für Musikwissenschaft der Universität Wien, wo vor kurzem eine Ausstellung von Musikfotos Gottfrieds Chmelars stattfand.

... bücher ...

Michael Bratton, **Power Politics in Zimbabwe** (Boulder, Colorado-London, Lynne Rienner Publishers, 2016). 281 S.



Mit dieser Publikation, als Hardcover bereits 2014 erschienen, legt Michael **Bratton** eine detaillierte Studie über die innenpolitische Entwicklung Zimbabwes vor – zweifellos ein Desiderat der Forschung wie auch erwünschte Hintergrundinformation für entwicklungspolitisch und speziell an Zimbabwe Interessierte. **Bratton**, der laut eigener Aussage seine Kindheit in der Hauptstadt Rhodesiens verbracht hat (S. VII; leider läßt er offen, aus welchen Gründen er dieselbe verlassen hat), ist heute Professor für Politikwissenschaft und afrikanische Studien an der *Michigan State University* (USA) mit Lehrerfahrung an Universitäten in Zambia, Zimbabwe und Uganda sowie Konsulent zahlreicher US-amerikanischer und skandinavischer Stiftungen und Entwicklungsagenturen mit Schwerpunkt auf Demokratieentwicklung in Afrika.

Ohne Zweifel liegt der Fokus des materialreichen Buches auf der politischen Krise Zimbabwes ab dem Jahr 2000, der Phase der Koalition zwischen der jahrelang allein regierenden *Zimbabwe African National Union-Patriotic Front* (ZANU PF) und dem aus der Gewerkschaftsbewegung entstandenen *Movement for Democratic Change* (MDC) ab 2008

sowie dem neuerlichen Wahlsieg von ZANU-PF im Juli 2013, welcher der Partei wieder eine Zweidrittelmehrheit an Mandaten und Staatspräsident Robert Mugabe seine siebente Amtszeit bescherte (INDABA 79/13). **Bratton** bringt jedoch auch zwei relativ ausführliche Kapitel über die politischen Systeme der kolonialen Siedlerherrschaft (1923-1965-1979) und der Unabhängigkeit ab 1980, nicht zuletzt um seine These einer mangelnden Tradition der Machtteilung zu unterstreichen; seit jeher habe im modernen Zimbabwe mehr oder weniger eine einzige politische Kraft die Regierung monopolisiert und sich gewaltsam dem Dialog mit Andersdenkenden verweigert (S. 33, 233 u. ö.).

Ein eigenes Kapitel (S. 97-121) vergleicht Zimbabwe diesbezüglich mit Südafrika, Sierra Leone und Kenya – alles Staaten, in denen sich extreme politische Konflikte letztendlich um die Überwindung/Bewältigung von Siedlerkolonialismus drehten. Der Autor zieht eine positive Bilanz für die ersten beiden Genannten, wo es entweder aus eigener Kraft (Südafrika) oder mit erheblicher internationaler Unterstützung (Sierra Leone) zu einem tragfähigen Modell des „power sharing“ gekommen sei; nur mangelhaft sei dies jedoch in Kenya und praktisch überhaupt nicht in Zimbabwe gelungen.

Bratton distanziert sich ausdrücklich von der beliebten Personalisierung, die die Krise Zimbabwes nur auf die Person Mugabes (seinen Machthunger, sein Alter etc.) zurückzuführen (S. 2 f.). Auch „Afrikas große Männer“ regierten niemals alleine; wie überall, bestünde auch in Zimbabwe ein Pluralismus von Institutionen und Interessen, welche das politische System und seine tagespolitischen Ausprägungen beeinflussten. Insbesondere in der Zeit

der ZANU PF/MDC-Regierung habe sich beispielsweise der Sicherheitsapparat zum eigentlichen Zentrum des politischen Lebens entwickelt und – mit oder ohne Wissen bzw. Zustimmung Mugabes – wesentliche Reformvorhaben der MDC-Regierungsfraktion blockiert und zugleich die soziale Basis der MDC mittels politischer Gewalt (ausgeübt von Militär, Polizei, Kriegsveteranen und Jugendmilizen) destabilisiert (S. 90, 140 f.).

Zusätzliche Faktoren, die eine tragfähige Teilung der Macht verhinderten, sieht der Autor in der erwähnten autoritären Tradition des kolonialen Zimbabwe, der Militarisierung der Befreiungsbewegung(en) während des Unabhängigkeitskampfes und der gewaltsamen Lösung politischer Krisen nach der Unabhängigkeit, etwa durch die Gukurahundi-Massaker der Jahre 1982-84, die geschätzte 20.000 vorwiegend ndebele-sprechende Menschen, zumeist Unterstützer/innen der kleineren Regierungspartei ZAPU, das Leben kosteten. Nicht zuletzt der blutige Wahlkampf von ZANU PF 2008, der Mugabes Partei zwar einen Wahlsieg bescherte, seine Legitimation auf internationaler Ebene aber wesentlich schwächte, steht für **Bratton** in der Tradition von Gukurahundi (S. 89).

Wie es weitergehen soll in Zimbabwe, weiß natürlich auch Bratton nicht, er identifiziert aber immerhin vier Schlüsselbereiche, deren Reform zu einer tragfähigen politischen Lösung beitragen könnte (S. 145-230): Verfassungsreform, faire Wahlbedingungen, eine Reform der Sicherheitskräfte und „transitional justice“, also eine Form menschenrechtlicher Vergangenheitsbewältigung (wie sie ein ungenannt bleibender Vertreter der Opposition schon in INDABA 55/07 forderte). Im Prinzip seien der-

artige Forderungen bereits im *Global Political Agreement* von 2008 und den Programmen der damaligen Opposition angelegt gewesen; MDC hätte den Widerstand der politischen und militärischen Eliten jedoch unterschätzt, sei in sich gespalten gewesen (zwischen einen Tsvangirai- und einen Mutambara-Flügel) und hätte sich zu sehr von seiner Basis abgekoppelt (S. 243 f.).

Daß es unter einem Nachfolger Mugabes eine zweite Chance dafür geben könnte, sieht der Autor skeptisch – in Zweifelsfall würde die Wählerschaft wohl wieder für ZANU PF stimmen, um brutaler Revanche zu entgehen, und gegen eine unsichere Demokratie (S. 245).

Auch wenn man vielleicht nicht allen Schlußfolgerungen **Brattons** zustimmen wird, bietet sein Buch eine detaillierte, auf zahlreichen Gesprächen mit Akteuren (der Opposition) und wissenschaftlicher Literatur beruhende Analyse, die abseits von moralischer Bewertung einen Einblick in das Funktionieren von Zimbabwes politischem System bietet.

Zu kurz kommen meiner Ansicht nach die externen Faktoren: etwa die Mitverantwortung Großbritanniens an der *fast track*-Landumverteilung durch Nichterfüllung seiner im *Lancaster House Agreement* übernommenen Verpflichtungen (finanzielle Unterstützung einer marktkonformen Landreform) oder der mit den weltbankgetriebenen Strukturanpassungsprogrammen verbundene Sozialabbau. Ein Verweis auf Letzteres hätte angesichts des Naheverhältnisses des Autors zur Weltbank ja auch verwundert. Dessen ungeachtet liegt hier ein informatives und lesenswertes Buch vor, das zum Verständnis der anhaltenden Krise in Zimbabwe beiträgt.

Walter Sauer

Magda Wystub, **Kolonialismus – Rassismus – Ferntourismus. Eine kritische Analyse aktueller Reiseführer über Namibia** (Fremde Nähe. Beiträge zur interkulturellen Diskussion 24, Berlin, Lit, 2009). 134 S.

Wiewohl schon vor einigen Jahren erschienen, behandelt dieses Buch eine Thematik von bleibender, vielleicht sogar wachsender Aktualität – zumindest wenn man die steigende Beliebtheit Namibias als touristischer Destination in Rechnung stellt (große Bildreportagen unlängst auch in österreichischen Blättern). Es handelt sich um die Veröffentlichung der Diplomarbeit, welche die Verfasserin an einer deutschen Universität geschrieben hat – leider fehlt jeder Hinweis an welcher und unter wessen Betreuung (dafür hätte zumindest ein Verlagslektor sorgen können). Aber sei's drum.

Wystub bezieht sich auf insgesamt 16 in deutschen Verlagen erschienene Namibia-Reiseführer aus den 1990er und frühen 2000er Jahren; daß auf dem Cover eine Graphik aus dem Jahr 1915 gezeigt wird, die einen „Hottentottenkraal in Togo“ darstellt, paßt also nicht wirklich. Zur Analyse legt die Autorin zunächst sechs durchaus sinnvolle Kriterien vor, anhand derer ein Vergleich der einzelnen Reiseführer erfolgen soll: 1. Verhältnis Tier, Mensch, Landschaft. 2. Werden kolonial geprägte, rassistische Begriffe verwendet? 3. Thematisierung der deutschen Kolonialherrschaft. 4. Wird „Weiß-Sein“ als Norm behandelt? 5. Umgang mit kultureller Differenz und 6. Vorkommen einer „schwarzen“ Sicht (S. 13, gekürzt).

Auch wenn die weitere Darstellung nicht systematisch anhand dieser Kriterien erfolgt, werden die Themen im wesentlichen behandelt, allerdings in einer fast assoziativen, einschlägige Zitate aneinanderreihenden Form. Man

kann sich manchmal des Eindrucks nicht erwehren, daß hier keine ergebnisoffene Analyse der Reiseführer im Vordergrund stand. Vielmehr sollen ausgewählte Texte eine – wie die Autorin gegen Ende des Buches selbst sagt – vorgefaßte These illustrieren, nämlich „*dass nach wie vor im hier untersuchten Kontext von Ferntourismus koloniale Mythen und rassistische Stereotype bezüglich der ‚schwarzen‘ Bevölkerung Namibias virulent sind und ... dass eine stark eurozentristische Darstellung der namibischen Geschichte kolportiert wird.*“ (S. 120).

Methodische Bedenken einmal beiseite – im Prinzip ist das Ergebnis ja nicht falsch. Natürlich dominiert im Tourismusmarketing Namibias „der Topos der ‚Terra incognita‘, einer von Menschenhand unberührten paradiesischen Weite“ (S. 66 ff. [Kriterium 1]), werden vielfach „historisierende und abwertende Begriffe“ wie „Stämme“, „Dialekte“ oder „Eingeborene“ verwendet (S. 93 ff. [Kriterium 2]), werden sowohl die deutsche wie auch die südafrikanische Kolonialherrschaft samt Apartheid romantisiert und verharmlost (S. 71 ff. [Kriterium 3]) oder „weiße“ Lebenszusammenhänge (Wohnen, Essen, Berufe...) als „normal“ und „modern“, „schwarze“ hingegen als „abweichend“ und „traditionell“ hingestellt (S. 85 ff. [Kriterium 4]), wird physiologische oder kulturelle Differenz zum Teil als „rassistische“ oder zivilisatorische Unterlegenheit gedeutet (S. 101 ff. [Kriterium 5]) oder fehlen schließlich authentische „schwarze“ Stimmen, etwa bei der Darstellung der Geschichte Namibias (S. 90 ff. [Kriterium 6]). Dies alles habe ich ja selbst oft kritisiert.

Das Problem in **Wystubs** Darstellung liegt in der mangelnden Differenziertheit. Zwar gesteht die Autorin

→ Fortsetzung auf Seite 27

SADOCC 2020

Was heißt heute Solidarität mit dem Südlichen Afrika?

Vor einigen Jahren feierten wir das zwanzigjährige Bestehen unserer Organisation (INDABA 80/13). Damals begannen auch erste Überlegungen über unsere Positionierung in der Zukunft – nur „die frühere Anti-Apartheid-Bewegung“ gewesen zu sein, reicht zur Bewältigung der Herausforderungen nicht aus, die sich in einer globalisierten Welt „unserer“ Region an der Südspitze Afrikas und der Solidaritätsarbeit im industrialisierten Norden stellen. Die erforderlichen politischen und organisatorischen Weichenstellungen wollen wir gemeinsam mit unseren Mitgliedern und der Leser/innen/schaft von INDABA diskutieren. So laden wir Sie heute ein, uns Ihre Bemerkungen zu einer neuen Grundsatzerklärung zu übermitteln: Was finden Sie wichtig, was fehlt, was wäre anders zu formulieren? Hier ist der Entwurf dazu:

Textentwurf

In der Tradition der Anti-Apartheid-Bewegung verstehen wir uns als Solidaritätsorganisation mit dem Südlichen Afrika. Wir unterstützen insbesondere Südafrika und Namibia bei der Überwindung der Folgen von Kolonialismus und Apartheid. Darüber hinaus setzen wir uns für die anderen Staaten und Gesellschaften der Region ein, die von den Auswirkungen einer benachteiligenden globalen Ordnung betroffen sind und eine sozial gerechte, politisch partizipatorische, wirtschaftlich prosperierende und ökologisch nachhaltige Gesellschaft anstreben. In den jeweiligen Ländern unterstützen wir politische Prozesse und Maßnahmen, die – etwa in der Tradition der südafrikanischen Freiheitscharta – Demokratisierung, eine Veränderung der wirtschaftlichen Machtverhältnisse und die Bekämpfung diskriminierender Strukturen zum Ziel haben.

Wir leisten diese Unterstützung vorwiegend durch begleitende politische Aktivitäten und durch Informationstätigkeit – im Einzelfall auch durch die finanzielle Unterstützung von emanzipatorischen Projekten. In erster Linie ist unsere Zugangsweise zum Südlichen Afrika allerdings keine karitative und auch keine entwicklungspolitische im üblichen Verständnis. Wir verstehen uns in den jeweiligen Ländern nicht als innenpolitische Akteure, sondern arbeiten mit lokalen Partnerorganisationen zusammen.

Unsere Partner im Südlichen Afrika sind Bewegungen, Organisationen, Institutionen und Personen, die sich für soziale Gerechtigkeit,

Platz für Ihre Anmerkungen

für Menschenrechte und Demokratie sowie für Gleichheit und gegen Diskriminierung einsetzen. Diese Partner können sowohl zivilgesellschaftlicher Natur sein als auch im Bereich der früheren Befreiungsbewegungen oder in staatlichen oder staatsnahen Institutionen angesiedelt sein.

Unsere Partner in Österreich sind Bewegungen, Organisationen, Institutionen und Personen, die unsere Zielsetzungen unterstützen, ungeachtet ihres politischen oder weltanschaulichen Hintergrunds. SADOCC bekennt sich darüber hinaus zum Dialog mit allen Organisationen, die aus entwicklungspolitischen, humanitären, religiösen, kulturellen oder wirtschaftlichen Gründen im Südlichen Afrika tätig sind, um gemeinsame Positionen bzw. Aktivitäten in Solidarität mit dem Südlichen Afrika zu entwickeln.

Von Österreich fordern wir verstärkte und solidarische Beziehungen zum Südlichen Afrika in politischer, wirtschaftlicher, kulturell-wissenschaftlicher, entwicklungspolitischer und sozialer Hinsicht. Wir setzen dies durch Dialog mit relevanten Entscheidungsträgern um, wofür die Entwicklung einer entsprechenden Gesprächskultur nötig ist. Weitere Voraussetzungen für eine erfolgreiche Tätigkeit bestehen in der Mobilisierung unserer Mitglieder und der Sensibilisierung der Öffentlichkeit für das Südliche Afrika durch Informations- und Bildungsarbeit und öffentlichkeitswirksame Aktionen. Auf multilateraler (Nord/Süd-) Ebene treten wir für Maßnahmen ein, welche die strukturelle Benachteiligung der Staaten des Südens verringern helfen.

Informationsarbeit bildet einen wesentlichen Bestandteil unserer Tätigkeit, etwa durch die Veranstaltungsreihe „Forum Südliches Afrika“, unsere Zeitschrift INDABA und unsere auf das Südliche Afrika spezialisierte Bibliothek. Darüber hinaus befassen wir uns kritisch mit der Afrikerichterstattung der heimischen Medien und fördern ein realitätsnahes Bild Afrikas, in dem auch positiven Entwicklungen Raum gegeben wird.

SADOCC fungiert nach Möglichkeit auch als Anlaufstelle für Menschen aus dem Südlichen Afrika, die in Österreich leben. Ihnen eine Art von „Zuhause“ zu bieten, verstehen wir als Bestandteil unserer Solidaritätsarbeit für das Südliche Afrika und zugleich als einen Beitrag zu einer österreichischen Integrationskultur und als Gegengewicht zu Fremdenfeindlichkeit und Rassismus.

Rückmeldungen dazu, aber auch sonstige Anregungen, Ideen oder Meinungen zu SADOCC bitte an office@sadocc.at schicken (oder postalisch an SADOCC, Favoritenstraße 38/18/1, 1040 Wien). Wir freuen uns darauf und danken allen, die sich beteiligen, schon im voraus!

→ Fortsetzung von Seite 24

selbst Unterschiede zwischen den einzelnen Reiseführern zu; der Polyglott-Guide von 2005 gilt ihr als eine gewisse Ausnahme (S. 198 u. ö.), der Führer von Iwanowski 2004 dagegen als „mit militärfetischistischen und kriegsverherrlichenden Elementen überfrachtet“ (S. 70). Dennoch geht sie pauschal von der „Nachhaltigkeit und Verankerung kolonial geprägter und rassistischer Denkstrukturen“ in „den“ (also in allen) Reiseführern aus (S. 125) – mit derselben Undifferenziertheit, mit der sie auch auf historische Reiseberichte Bezug nimmt (S. 31) oder eine „mensenleere“ Imaginierung Afrikas „von Anbeginn an“ konstatiert (S. 35). Gab es da im 18. Jahrhundert nicht auch einen Peter Kolb, der sich in alternativer Berichterstattung über die vorkoloniale Bevölkerung im Südlichen Afrika versuchte? Oder im Mittelalter die Kunde von großen innerafrikanischen Reichen, mit denen europäische Potentaten Handel betrieben? Und hätte für das aktuelle Sample von **Wystubs** Untersuchung nicht auch ein Kontrastbeispiel wie „Namibia verstehen“ von Hein Möllers (Erstauflage 2007) herangezogen werden können? Hier wird viel zu wenig auf Differenzierungen Rücksicht genommen.

Wystubs Diplomarbeit ist (bemerkenswert) stramm postkolonial durchargumentiert und teilt somit die Verdienste wie auch die Schwächen dieser Forschungsrichtung: ihre Sensibilität für kolonialistische und rassistische Repräsentationsformen einerseits, ihre Fixierung auf Diskurse mit mangelnder Rückkoppelung auf die zugrundeliegenden Realitäten andererseits (S. 65). Letzteres kommt hier in zweifacher Weise zum Tragen. Zum einen werden die Reiseberichte – abgesehen davon, daß sie als Steinbruch

für die „Diskursanalyse“ verwendet werden – eigentlich nicht wirklich untersucht. Weder präsentiert sie die Autorin hinsichtlich Aufbau, Zugangsweise oder inhaltlichen Schwerpunkten, noch setzt sie sich mit den politischen und/oder wirtschaftlichen Interessen und Kontexten der Autor/inn/en und der Verlage auseinander – diese werden nicht einmal namentlich genannt (auch nicht im Literaturverzeichnis, S. 134 f.). Allfällige Differenzierungen werden für den/die Leser/in somit nicht erkennbar.

Zum anderen gibt es kaum einen konkreten Bezug auf Namibia! Abgesehen von den Passagen über die deutsche Kolonialgeschichte (Genozid an den Herero, S. 81 ff.) hätte das Buch sehr ähnlich über jedes andere afrikanische Land geschrieben werden können. So geht **Wystub** nicht darauf ein, wohin die jeweiligen Reiseführer die Tourist/inn/en „führen“, was in Namibia also als sehenswert definiert wird und warum. Ein springender Punkt müßte beispielsweise sein, ob auch Reiserouten in den Norden angeboten werden – neben Windhoek den einzig dichter besiedelten Landesteil. Wenn nein, trifft die Kritik, Namibia werde als unbesiedelt dargestellt, den Kern der Sache nicht. Denn das „mensenleere“ Namibia ist nicht nur ein Konstrukt europäischer kolonialer Optik, sondern in vielen Regionen Realität (und zwar aus naturräumlichen Gründen, nicht nur wegen der Vertreibungsaktionen der Besatzungsmächte)! Und genauso entspringen deutsche Ortsnamen, Architektur oder Sprache nicht nur einer deutschnationalen Imagination der Reiseführerautor/inn/en, sondern sind tatsächlich vorhanden. Das Thermalbad von Gross Barmen heißt heute immer noch so, genauso wie die Ortsnamen Steinhausen, Wilhelmstal oder Gamsberg (S. 97) auch weiterhin

existieren – wobei „Gams“ gar kein deutsches Wort ist, sondern Khoekhoegowab. Manch andere topographische Bezeichnungen wurden von den namibischen Behörden in der Tat umbenannt – wenn dies in deutschen Touristenunterlagen nicht reflektiert wird, ist es allerdings problematisch.

Mit Recht stößt sich **Wystub** mehrfach an der männlich sexualisierten Fixierung praktisch aller herangezogenen Reiseführer auf die Minderheit der OvaHimba (S. 106 u. ö.). Vorliegende Fachliteratur über den faktischen Verlauf der Konstruktion des Himba-Stereotyps (z. B. Miescher/Henrichsen/Friedman 2000) rezipiert sie aber nicht. Im Regelfall nimmt die Autorin ohnehin nur Publikationen postkolonialer Ausrichtung zur Kenntnis. So habe eine Autorin 1989 „als erste auf die Rolle der ‚weißen‘ Frau im [deutschen] Kolonialismus“ verwie-



Vielsprachiges Namibia

sen; daß Helgard Patemann im „Lernbuch Namibia“ schon 1980 dasselbe schrieb, blieb offenbar unbekannt. Auch hier herrscht also **Wystubs** Skepsis vor, sich konkret, womöglich gar empirisch auf Sachverhalte einzulassen, deren ideologischer Gehalt nicht von vornherein feststeht. **Wystubs** die ersten sechzig (!) Seiten des Buches ausmachende These, die Reiseführer stünden mehr oder minder direkt in deutsch-kolonialistischer (kolonialrevisionsistischer) Tradition, muß somit

mit Vorsicht aufgenommen werden. Nicht um unleugbare kolonialistische Tendenzen zu verteidigen, sondern weil der Sachverhalt offensichtlich komplexer ist. **Wystubs** Reflexion über aktuelle Reiseführer durch Namibia ist zweifellos ein anregendes Buch, die „kritische Analyse“ derselben bleibt allerdings noch zu leisten.

Walter Sauer

Margit Maximilian, **Woza Sizi, Die mutigen Frauen Afrikas** (Kremayr & Scheriau, Wien 2016). 192 S.

Die langjährige Afrika-Redakteurin des ORF, Margit Maximilian, porträtiert in ihrem jüngsten Buch zehn Frauen in zehn Ländern südlich der Sahara. Dafür ist sie ein halbes Jahr durch den Kontinent gereist, immer auf der Suche nach „courageous women“, die ein vielfältiges und differenziertes Bild von Afrika widerspiegeln sollen. Dem Anspruch, trotzdem nicht idealisieren und romantisieren zu wollen, liegt eine gewisse Herausforderung inne, die erfreulicherweise zwar bei den Interviews mit Frauen aus dem Südlichen Afrika spannend gemeistert wird, die jedoch bei den Gesprächspartnerinnen aus Mali und Senegal teilweise in oberflächliche Pauschalkritik an Europäer/innen, Feminismus und Wirtschaft abdriftet.

Namensgebend für die Publikation ist der Ruf „Woza Sisi!“, der in der Sprache der Zulu „Komm, Schwester!“ bedeutet. Damit werben die Friseurinnen im multikulturellen Johannesburg um Kundinnen, die wie sie selbst aus allen Provinzen Südafrikas oder aus Nachbarländern wie Zimbabwe und Moçambique stammen. Ihr Salon ist die Straße, auf die einfach ein Plastiksessel gestellt wird. Es sind Szenen wie diese, die die südafrikanische Photographin

Dahlia Maubane zu ausdrucksstarken Bildern inspirieren. Dahlias ist nur sechs Jahre älter als die sogenannte „Born free“-Generation, jene jungen Menschen, die die Apartheid-Ära nicht mehr erlebt haben und bereits in einem freien und demokratischen Südafrika geboren wurden. Eine junge Frau, die im Trubel der Großstadt ein kleines Einkommen als Photographin erwirtschaften kann und trotz aller Widrigkeiten optimistisch in ihre Zukunft blickt.

Eine weitere „mutige Frau“ aus dem Südlichen Afrika wird in der Person der moçambiquanischen Keramikern Reinata Sadimba vorgestellt. Die weit über 70jährige Bildhauerin, die in ärmlichen Verhältnissen im Siedlungsgebiet der Makonde aufgewachsen ist, ist die Antithese zu den hippen, urbanen Frauen Joburgs, Nairobis oder Lagos. Sie hat den Befreiungskampf als Trägerin miterlebt und danach aus einer puren Notlage heraus begonnen, anthropomorphe Tonfiguren herzustellen. Reinata Sadimba gilt gegenwärtig in Kunstkreisen als die bedeutendste Künstlerin des afrikanischen Kontinents, deren Objekte in Galerien und Museen europaweit Beachtung und Käufer finden. Trotz ihres beruflichen und finanziellen Erfolges lebt Reinata Sadimba, die nie die Möglichkeit hatte, die Nationalsprache Portugiesisch zu erlernen und die sieben ihrer acht Kinder in den Jahren des Krieges durch Krankheit und Armut verloren hat, bis heute in Maputo ein einfaches und zufriedenes Leben.

Der Buchtitel „Woza Sizi“ paßt auch auf die zimbabwische Frauenorganisation „Woza – Women of Zimbabwe Arise“. Gleichzeitig bedeutet die Abkürzung in Ndebele „Tritt hervor“. Mit etwa 90.000 Mitgliedern ist WOZA die größte zivilgesellschaftliche Bewegung des Landes. Die Organisation wurde im Februar 2003 von Jennifer Williams

gegründet. Sie wendet sich mit friedlichen Mitteln wie Gesängen, Tänzen und Gebeten gegen repressive Gesetze wie den *Public Order and Security Act*, die Verschlechterung der sozialen und wirtschaftlichen Situation sowie gegen Menschenrechtsverletzungen. WOZA will auch andere Gruppen der Zivilgesellschaft in Zimbabwe dazu animieren, ebenfalls ihre Rechte einzufordern und ist daher eine besondere Zielscheibe staatlicher Verfolgung. Das Portrait über Jennifer Williams ist mit Abstand das historisch und politisch tiefgründigste des Buches. Mit familiären Wurzeln in Afrika und Europa versinnbildlicht sie den sozialen Konflikt und vermutlich auch den Weg zur Versöhnung wie keine zweite. Während der Kolonialzeit war die 1962 geborene Menschenrechtssaktivistin den weißen Rassisten zu „schwarz“ und im heutigen Mugabe-Regime ist sie vielen zu „weiß“.

Weitere im Buch beschriebene engagierte Frauen sind Mo Abudu, die Gründerin und Chefin des Fernsehsenders „Ebony Life“ in Nigeria und Sylvia Tamale, die sich für die Rechte von Frauen und LGTB-Personen in Uganda einsetzt, sowie die Nonne Adriana Dwoki, die im Südsudan Schulen und Kinderheime baut, Martina de Souza, die gegen Kinderhandel in Benin kämpft, und Winnie Akinyi, die ehemalige „Miss Kibera“, die trotz des Erfolges als Schauspielerin ihren Mitmenschen Mut machen will und weiterhin in Nairobis größtem Slum wohnen bleibt.

Margit Maximilians Buch macht Lust, selbst die beschriebenen Personen aufzusuchen und mehr über sie zu erfahren. Der leicht lesbare Stil der Autorin, der oft wie der Kommentator zu einer Fernsehreportage klingt, erschließt die Diversität Afrikas auch einem größeren Leserkreis.

Bernhard Bouzek

Impressionen aus Soweto (Johannesburg)



von Bernhard Bouzek

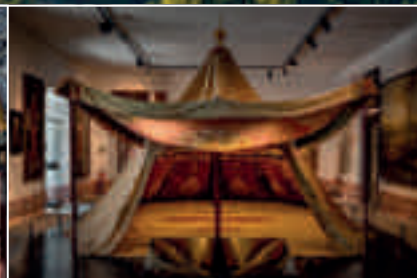
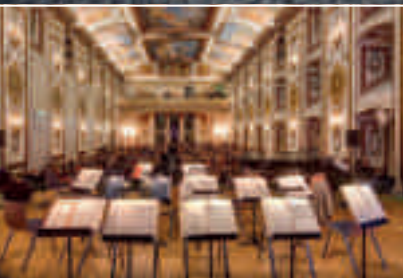
Österreichische Post AG
Info.Mail Entgelt bezahlt

Verlagsadresse:
A-1040 Wien, Favoritenstraße 38/18/1

Retouren an A-1040 Wien, Favoritenstraße 38/18/1

.....

Esterhazy



GROSSE SCHÄTZE UND GESCHICHTE

Konzerte | Ausstellungen | Wein

Nur eine knappe Autostunde von Wien entfernt – eingebettet in die einzigartige pannonische Landschaft – eröffnen die Schlösser, Burgen und Naturdenkmäler Esterházy Kulturwelten der besonderen Art.

Ob Burg Forchtenstein, Schloss Esterházy in Eisenstadt, die Renaissance-Anlage Lackenbach oder der Steinbruch St. Margarethen – Esterhazy ist immer eine Reise wert.

esterhazy.at